

DIE WELTWOCHEN



Die Profiteure des Klimawandels

Wohin die Milliarden fließen. *Von Beat Gygi, Hubert Mooser und Florian Schwab*

Darbellsays Wille geschehe

Wie der Walliser Zensur-Politiker die Medien drangsaliert.
Von Alex Baur

Grosse Schweizer Frauen

Eveline Hasler über ihre jüngste Entdeckung:
Millionärin und Kommunistin Mentona Moser. *Von Rico Bandle*



RUNDREISEN

in Kleingruppen vom Spezialisten

Reduktion CHF 150.- pro Person bei Buchungen bis 18.04.19

16 Tage bereits ab
4090. CHF
z.B. 08.10.-23.10.19



COSTA RICA'S natürliche Schönheit

- Vulkan Irazu & Arenal
- Tortuguero Nationalpark mit zahlreichen Tierarten
- Besichtigung einer Ananasplantage
- Badeaufenthalt Tamarindo

16 Tage bereits ab
3890. CHF
z.B. 06.09.-21.09.19



CHINA Aufregendes Reich der Mitte

- faszinierende Metropolen Peking und Shanghai
- imposante Terrakotta-Armee in Xian
- weltbekannte Pandabären-Aufzuchtstation
- überwältigende Yangtse-Flussfahrt

10 Tage bereits ab
3290. CHF
z.B. 27.05.-05.06.19



AZOREN Das versteckte Inselparadies

- Sao Miguel mit traumhaften Kraterseen
- üppige Hortensien-Insel Faial
- Inseln Pico und Terceira mit grösstem Archipel-Krater
- Wal-/Delfin-Beobachtung auf Bootsfahrt

12 Tage bereits ab
5990. CHF
01.09.-12.09.19



mit Schweizer Reiseleitung

JAPAN Land der aufgehenden Sonne

- aussergewöhnliche Kontraste und beeindruckende Landschaften
- Shinkansen Expresszüge
- Übernachtung in einem Ryokan
- Kegon Wasserfälle in Nikko

Auftragspauschale/Reisegarantie CHF 50.-
Preise pro Person bei Doppelbelegung

In dieser Ausgabe gibt es eine Weltpremiere. Am 1. Oktober 1949, also vor bald siebzig Jahren, wurde die Volksrepublik China gegründet. Die neutrale Schweiz gehörte, bereits im Januar 1950, zu den ersten Staaten, die das junge China diplomatisch anerkannten. Seither haben sich die Zeiten geändert. Das von Bürgerkrieg und Maos Kommunismus havarierte Land schickt sich an, in neue Umlaufbahnen abzuheben. Es gelang der Staatsführung in erstaunlich kurzer Zeit, rund 800 Millionen Menschen aus totaler Armut in einen relativen Wohlstand zu führen. Inzwischen gilt China wieder als mächtiger Staat, der vor allem im Westen sehr kritisch und,



Völkerverständigung: Botschafter Geng Wenbing.

wie wir meinen, sehr einseitig gesehen wird. Meistens kommen in unseren Medien vor allem Regimekritiker und Dissidenten zu Wort. Der offizielle chinesische Standpunkt fehlt oft.

Aus diesem Grund haben wir entschieden – eben eine Weltpremiere –, einem offiziellen Repräsentanten der Volksrepublik eine Plattform zu bieten, um für unsere Leserinnen und Leser die andere, die chinesische Sicht darzulegen. Autor ist Botschafter Geng Wenbing, Vertreter der chinesischen Regierung in Bern. In zwölf monatlichen Kolumnen wird er wichtige Themen in freier Auswahl aus seiner Sicht beleuchten. Wir glauben, dass gerade die neutrale, aussenpolitisch zurückhaltende Schweiz ideale publizistische Voraussetzungen liefert. Wir freuen uns sehr, dass Botschafter Geng Wenbing unser Angebot angenommen hat und zur Völkerverständigung beiträgt. **Seite 20**

Unseren Online-Abonnenten können wir leider bis auf weiteres nur eine streckenweise eingeschwärzte Version der letzten Ausgabe der *Weltwoche* (Nr. 13/19) bieten; die Leser der Printversion dagegen durften sich über eine unzensurierte Ausgabe freuen. Der Grund ist eine richterliche Verfügung, die ohne Anhörung der *Weltwoche* erfolgte und die erst auf der Redaktion eintraf, als sich das Heft bereits im Postversand befand. Hinter dem Zensur-Angriff steht der Walliser

Staatsrat Christophe Darbellay (CVP). Die *Weltwoche* hält sich an das präventive Publikationsverbot, obwohl sie dieses als haltlos zurückweist und mit allen rechtlichen Mitteln bekämpfen wird. Der richterliche Maulkorb hindert Alex Baur indes nicht daran, in dieser Ausgabe darzulegen, wie Darbellay das Schreibverbot trickreich eingefädelt hat und wie die Fortsetzung der Politik mit juristischen Mitteln vor allem in der Westschweiz bereits bedenkliche Folgen zeitigt. **Seite 26**

Der Nachfolger des Zürcher Regierungsrats Thomas Heiniger (FDP) ist nicht zu beneiden. Soeben haben Finanzkontrolle und kantonsrätliche Finanzkommission Heinigers Gesundheitsdirektion rechtswidriges Verhalten beim Auftrag für den ärztlichen Notfalldienst vorgeworfen. Heinigers 20 Millionen teures Präventionsprojekt «Hopp Zürich» ist im Kantonsrat gescheitert. Eine geheime parlamentarische Sonderkommission soll die schweren Vorwürfe des kantonalen Ombudsmanns an die Adresse der Gesundheitskommission prüfen. Christoph Mörgeli berichtet, warum Thomas Heiniger und seine Beamten unter Verdacht des mehrfachen Rechtsbruchs stehen. **Seite 30**

In eigener Sache: Per 1. April haben wir unseren Verlag umstrukturiert. Unser Anzeigenleiter Sandro Gianini wird neu zum Verlagsleiter befördert. Er ist künftig verantwortlich für den Leser- und Werbemarkt. Der bisherige Verlags-geschäftsführer Guido Bertuzzi verantwortet künftig als Betriebsleiter alle administrativen Belange. Wir wünschen beiden Kollegen in ihren neuen Aufgaben viel Erfolg!

Ihre Weltwoche

GESTRESST? ÜBERFORDERT? ERSCHÖPFT?

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.



Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnert, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*), Sebastian Scholz (*Assistent*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Ihr Immobilientraum?



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!
1753 2'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.ufdeforch.ch



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8413 **Neftenbach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'140'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis 1'765'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.bellesterrasses.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab CHF 770'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 935'000.-, Bezug ab Winter 2020
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab CHF 1'110'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.paradislig.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'790'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 495'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.ammuelibach.ch



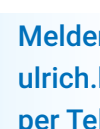
5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch



**Haben Sie ein Grundstück auf dem
Immobilienträume verwirklicht
werden können?**



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab CHF 1'115'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.leuberg.ch



4 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'040'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.mira-birchwil.ch

Melden Sie sich bei unserem Chef 👍
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder
per Telefon 052 235 80 00.

Stocker

Warum weicht ein führender Schweizer Klimaforscher der Diskussion aus? Von Roger Köppel

Es war ein hochinteressanter Abend im Zeichen des kollektiven Untergangs. Vor einer Leinwand stand Prof. Dr. Thomas Stocker, Umweltphysiker, früherer Vizepräsident im Weltklimarat (IPCC), einer der bekanntesten Warner vor der Klimakatastrophe.

Vor allem zwei Befunde rüttelten auf.

Erstens: Stocker zeigte anhand von Eisbohrkernen, dass in der weltweiten Klimageschichte der Anstieg des Treibhausgases CO₂, Kohlendioxid, immer einer Temperaturerwärmung vorausgegangen sei. Das CO₂ und nur das CO₂, Achtung Mensch, hat laut Stocker den Klimawandel der letzten 160 Jahre angetrieben.

Zweitens: Stocker zeigte Weltkarten, auf denen viele dunkelrote Zonen erkennbar waren. Titel: «Business-as-usual 2090–2100». Wenn sich also nichts tut in Bezug aufs CO₂, würde in diesen Gebieten die Zahl der tödlichen Hitzetage auf bis zu 350 pro Jahr ansteigen. Die Erde als Glutofen, in dem der Mensch aufgrund seiner Klimasünden verglüht. Es müsse, so Stockers Fazit, jetzt unbedingt gehandelt werden.

Stocker ist ein hervorragender Dozent und ein überzeugender Performer. Seinem Vortragsstil liegt das unangreifbare Selbstbewusstsein eines Wissenschaftlers zugrunde, der sich auf den Konferenzen der internationalen Klimarettung tänzerisch sicher bewegt, ein Rudolf Nurejew der Apokalypse.

In der Diskussion sprach ich Stocker auf ein persönliches Erlebnis Ende der siebziger Jahre an, als ich im Radio davon hörte, dass amerikanische Klimaforscher vor einer neuen Eiszeit warnten. Die Prognose schockierte mich derart, dass ich aufgrund der angegebenen Wachstumsgeschwindigkeit der Gletscher meine Mutter fragte, wie lange es denn gehen würde, bis die ersten Eisriesen vor unserem Hausingang an der Alten Landstrasse in Kloten ankämen.

Meine Mutter, eine gute Rechnerin, nahm mich in den Arm und sagte nach einer kurzen Weile, ich müsse mir keine Sorgen machen, das dauere mindestens dreissig Jahre. Von Stocker wollte ich also erfahren, wie er diese unzweifelhaft total falschen Prognosen seiner Klimakollegen in den siebziger Jahren aus heutiger Sicht bewerte.

Stocker schmunzelte souverän. Gerade ich als Journalist müsse doch wissen, erklärte der

Professor, dass nicht alles, was die Medien berichten, notwendigerweise der Wahrheit entsprechen müsse. Heiterkeit im Saal.

Ein paar Tage später rief ich Stocker an, ich würde ihn gerne für ein Porträt treffen, in dem er seine Sicht der Dinge darlegen könne. Ich würde ihm zwar kritische Fragen stellen, aber er habe freie Bahn, vor allem seine Sichtweise auszubreiten. Er war einverstanden. Wir verständigten uns auf einen Termin nach seiner Rückkehr aus dem Ausland.

In der Zwischenzeit liess mich das Thema nicht mehr los. Ich stürzte mich in die Literatur, las alte *Weltwoche*-Ausgaben, hörte mir Vorträge anderer, kritischer Klimawissenschaftler an, die es, traute ich Stockers Ausführungen, der für sich sozusagen den Konsens in Anspruch nahm, ja eigentlich gar nicht geben könne.

Durch Zufall, mein früherer Kollege Markus Schär wies mich darauf hin, stiess ich dann auf einen langen Artikel in der *New York Times* vom 18. Juli 1976.

Er behandelt ausführlich ein damals offensichtlich aufsehenerregendes Buch. Autor des besprochenen Buches ist der «junge Klimatologe» Stephen H. Schneider. Titel: «The Genesis Strategy. Climate and Global Survival (1976)».

Auf einmal sass ich wieder vor meinem Radioapparat der Kindheit. Klimatologe Schneider, schreibt die *Times*, warne in seinem Buch eindringlich vor einer weltweiten Nahrungsmittelknappheit. Die US-Regierung wird aufgefordert, Getreidevorräte anzulegen. Missernten und Versorgungsnot seien nicht

mehr abzuwenden. Der Grund, laut Schneider, sei eine massive Abkühlung des Weltklimas, zu beobachten seit 1940, doch bis auf weitere dreissig Jahre laufend schlimmer werdend.

Schneider sprach nicht von einer neuen Eiszeit. Dieser Begriff verwendet das auf der gleichen *Times*-Seite rezensierte Werk «The Cooling», doch mit seiner Kältethese, so die

Times, gebe Schneider nicht eine persönliche Einzelmeinung wieder. Im Gegenteil. Dass es in den nächsten dreissig Jahren dramatisch kälter werde, sei der «Konsens der klimatologischen Gemeinschaft».

Interessant. Also doch mehr als eine blosser Medienente.

Kann es sein, dass dem berühmten Schweizer Klimaforscher Stocker diese Nachricht entgangen ist? Schwer vorstellbar. Aber wieso gab er dann nicht zu, dass seine Kollegen noch vor vierzig Jahren das Gegenteil von dem er-

zählten, was heute als unumstössliche Wahrheit gilt. Und Schneider war nicht irgendwer. Laut Wikipedia gehörte er bis zu seinem Tod 2010 zu den «einflussreichsten Klimawissenschaftlern seiner Zeit».

Gerne hätte ich Stocker auf diesen Schneider und die Eiszeit der siebziger Jahre bei unserem Treffen angesprochen. In der Zwischenzeit fiel mir zudem ein wissenschaftlicher Bericht in die Hände, der Stockers These von den Eisbohrkernen in Frage stellt, ja regelrecht zerzaust. Die Autoren A. Rörsch und P. A. Ziegler schreiben, «dass die eiszeitlichen CO₂-Konzentrationserhöhungen den entsprechenden Temperaturerhöhungen» nicht vorausgehen, sondern «hintennachhinken». Zuerst sei die Wärmephase gekommen und erst nachher die CO₂-Erhöhung. Stocker hatte bei seinem Vortrag das exakte Gegenteil als wahr verkauft.

Nun, zum Treffen kam es nie. Stocker sagte kurzfristig ab. Aufgrund eines Artikels in der *Weltwoche* und eines Interviews, das ich einer Zeitung zum Thema Klimawandel gegeben habe, sehe er «keinen Sinn mehr» an einem «weiteren vertiefenden Gespräch».

Warum eigentlich nicht? Er hätte mich von meinen Irrtümern befreien können. Und ich hätte gerne über die Eisbohrkerne und die neue Eiszeit gesprochen. So bleibe ich auf meinen Fragen und auf meinem Misstrauen sitzen.

Vielleicht hat Stocker ja mit allem recht, was er sagt. Mit seiner Gesprächsverweigerung aber verstärkt er den Verdacht, dass führende Klimaforscher nicht mehr Wissenschaft und Aufklärung, sondern Politik betreiben.



Sieht keinen Sinn mehr: Klimaforscher Stocker.

Unsere einzige Schwäche:
Es gibt nur 33 Betten.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

25 JAHRE KLINIK PYRAMIDE Spitze für Sie

PYRAMIDE KLINIK AM SEE



Offene Fragen: Thomas Heiniger. Seite 30



«Sehen Sie, ich lebe noch! Ist das nicht erstaunlich?»

Helen Meier: Seite 50



Grosse Pläne: Manfred Weber. Seite 12

Titelgeschichte

- 16 **Auf der Gewinnerseite**
Klimapolitik als Geschäftsmodell
- 18 **Waldsterben war gestern**
Der Aufstieg der Grünen

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentare
Warum die SVP abstürzte
- 10 Unternehmen Verzettlung
- 10 Gesellschaft
Mulmiges Gefühl
- 11 Eilmeldung Bibi Brillant
- 12 Kopf der Woche Manfred Weber:
Ein Niederbayer als Obereuropäer
- 22 Mörgeli
Der sichere Weg nach unten
- 22 Bodenmann KKS müsste
nach Christchurch
- 23 Medien Die zwei Leugner
- 23 Die Deutschen Besser als Obama

Inland

- 26 **Christophe Darbellay**
Dressur der Journalisten
- 28 Wer hat das Sagen bei der SP?
Sozialdemokraten ohne Steuermann
- 30 Thomas Heiniger
Rechtsbrüche eines Regierungsrats
- 32 Angriff aufs Portemonnaie
Die neue Klassengesellschaft

- 34 **Krankenkassenprämien**
Kolossale Fehlkonstruktion der SP
- 35 **Volksinitiative**
Rentnerschreck Josef Bachmann
- 36 **Sessions-Check**
Gaben und Ausgaben
- 39 **Gleichstellung Fragen verboten**

Ausland

- 20 **Tibet Der Weg**
in den Wohlstand
- 37 **Israel Auf Augenhöhe**
mit der EU
- 41 **Inside Washington Onkel Joe**
- 44 **Greta GmbH**
Wie konnte es so weit kommen?

Wirtschaft & Wissenschaft

- 40 **König von Big Data John Colgrove**
revolutioniert die Speichertechnologie
- 42 **Wettbewerb ums beste Geld**
Die Negativzins-Regimes dauern an

Literatur-Extra

- 50 **Helen Meier, Tana French, Eveline Hasler, Thomas Mullen, Veia Kaiser, Charles Lewinsky etc.**

Kultur & Gesellschaft

- 38 **Krampf mit der Mutterschaft**
Kinder als Hindernisse der Frauen
- 47 **Tiger-Mamas nerven mit Erfolg**
Neue Erkenntnisse von Psychologen
- 48 **Ikone der Woche**
Rammstein

Rubriken

- 9 **Im Auge Peng Liyuan**
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf**
Natalija Walerjewna Filjowa
- 24 **Darf man das?**
- 24 **Leserbriefe**
- 25 **Fragen Sie Dr. M.**
- 59 **Sprache Die Schreibe**
- 60 **Die Bibel Demokratie**
- 60 **Kino «Monsieur Claude und seine Töchter 2»**
- 61 **Knorr's Liste**
- 61 **Jazz Human Feel**
- 62 **Thiel Urheberrecht**
- 62 **Namen Schöne Seiten des Lebens**
- 62 **Fast verliebt Antirromantik**
- 63 **Unten durch Kinshasa**
- 64 **Wein Heisser Weisser**
- 64 **Salz & Pfeffer Blaues Wunder**
- 65 **Auto Lexus LC 500 Sport**
- 66 **Tamaras Welt**
Grösster Humbug der Geschichte?

NEW LEXUS

UX

Kompakt, agil und effizient. Der neue Lexus UX mit neuester Vollhybrid-Technologie und kompletter Serienausstattung ist ihr perfekter Begleiter in allen Lebenslagen. Ab CHF 36 900.-



E-FOUR ALLRADANTRIEB | LEXUS SAFETY SYSTEM + | FREE SERVICE & ASSISTANCE

Lexus UX 250h FWD ab CHF 36900.- Ø Verbrauch 4,1 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 94 g/km, CO₂-Emissionen aus der Treibstoff und/oder der Strombereitstellung: 22 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A. Abgebildetes Modell: UX 250h F SPORT AWD ab CHF 53900.- Ø Verbrauch 4,5 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 103 g/km, CO₂-Emissionen aus der Treibstoff und/oder der Strombereitstellung: 24 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A. Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 137 g/km. 0% Leasing gültig für Vertragsabschlüsse bis 30 April 2019. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung führt. Ein Angebot der Multilease AG. Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.

JETZT PROFITIEREN

0%
LEASING

 **LEXUS**
EXPERIENCE AMAZING



© Adobestock: masterric3000, Blickfang, 3plusx, Jörg Hüttenhölischer



VIP-Reise «Berlin»

30 Jahre nach dem Mauerfall

28 Jahre und 88 Tage lang war Berlin eine geteilte Stadt – bis zum historischen Mauerfall in der Nacht vom 9. November 1989. Auf unserer 6-tägigen Reise lassen wir eines der faszinierendsten Kapitel der modernen Zeitgeschichte aufleben.

Ich bin ein Berliner», sagte John F. Kennedy am 26. Juni 1963 vor dem Rathaus Schöneberg. Diese und viele andere Reminiszenzen lassen erahnen, welche bedeutende Rolle die einstmals geteilte Stadt in der Weltpolitik gespielt hat. Gleich nach Ankunft in der heutigen Hauptstadt Deutschlands begeben wir uns auf die faszinierende Spurensuche. Eine Stadtrundfahrt mit anschliessender Diskussion mit ausgewiesenen Experten vermittelt uns erste wertvolle Erkenntnisse. In kleinen Gruppen stöbern wir unter kundiger Leitung die Zeugnisse der einstigen Teilung auf.

An schicksalsträchtigen Orten erfahren wir aus erster Hand, wie sich Berlin vom Krisenherd in eine schillernde Weltstadt verwandelt hat. Unmittelbar spüren wir den Atem der Weltgeschichte, so etwa an der Gedenkstätte Berliner Mauer an der Bernauer Strasse, im interaktiven DDR-Museum oder am berühmten Grenzübergang Checkpoint Charlie – dem Ort, an dem beinahe der dritte Weltkrieg ausgelöst worden wäre.

Zu den weiteren Höhepunkten dieser einmaligen Exkursion zählen der Einblick in die ehemalige Stasi-Zentrale mit Erich Mielkes Büro oder das Schloss Cecilienhof, wo vom 17. Juli bis zum 2. August 1945 an der Potsdamer Konferenz («Dreimächtekonferenz von Berlin») über die Neuordnung Europas und das künftige Schicksal Deutschlands beraten wurde. Gespräche mit Zeitzeugen oder der Besuch einer Vorstellung des legendären Polit-Kabarets Distel am Bahnhof Friedrichstrasse sorgen für weitere unvergessliche Eindrücke.

Dabei kommt auch der Kontakt zum heutigen Geschehen nicht zu kurz. Ob bei einer Berliner Currywurst oder in einem der ausgewählten typischen Restaurants – immer wieder saugen wir das einzigartige Lebensgefühl dieser pulsierenden Stadt auf.

Das detaillierte Reiseprogramm und ein Anmeldeformular finden Sie unter www.weltwoche.ch/platin-club.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Berlin»
Reisedatum: 18.–23. August 2019

Reiseleistungen:

- Swiss-Flug ab Zürich, Genf oder Lugano (Umsteigerbindung) nach Berlin und zurück (inkl. Gebühren)
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 5 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Maritim» Berlin
- 2 Abendessen in ausgewählten Restaurants (2. und 5. Tag)
- Ausflüge und Besichtigungen im gemeinsamen Programm
- Qualifizierte Reiseleitung

Preis:

- Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1680.–
- Für Nichtabonnenten: Fr. 1980.–
- Einzelzimmerzuschlag: Fr. 220.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA
6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platinclub

Warum die SVP abstürzte

Von Hans-Rudolf Abächerli — Wahlkampf heisst kämpfen, heisst angreifen. Beides hat die SVP verlernt.



Selbstbespiegelungen: SVP-Präsident Rösti.

Ich habe den Einbruch der SVP bei den jüngsten kantonalen Wahlen aus der Ferne mitverfolgt. Minus 5,6 Prozent und 9 Sitze in Zürich. Minus 4,5 Prozent und 7 Sitze in Luzern. Minus 4 Prozent und 7 Sitze in Baselland. Unwillkürlich musste ich an «Fat Man» denken.

«Fat Man» war der Name jener Atombombe, die über Nagasaki niederging und den Zweiten Weltkrieg beendete. Die Japaner verfolgten auf dem Radarschirm drei amerikanische Flugzeuge, die sich Nagasaki näherten. Sie beschlossen, diese feindlichen Maschinen nicht anzugreifen, um Munition, Treibstoff und Ressourcen zu sparen. Denn der Aufwand wurde höher eingeschätzt als der Schaden, den die drei vermuteten Aufklärer hätten anrichten könnten. Das geschah am 9. August 1945 kurz nach elf Uhr morgens.

Drei Tage zuvor, am 6. August, waren drei amerikanische Flugzeuge in Richtung Hiroshima geflogen. Eines davon trug «Little Boy» – so der Name der ersten Atombombe. Die beiden anderen Maschinen hatten die Funktion einer Schutzbegleitung. Die Japaner beobachteten sie auf dem Radarschirm, unternahmten jedoch nichts. Und zwar aus den gleichen Überlegungen wie siebzug Stunden später die Verantwortlichen von Nagasaki.

Dabei hatten die Amerikaner vor den beiden Katastrophen millionenfach Flugblätter abge-

worfen und die Bevölkerung aufgefordert, die Städte zu verlassen. Die japanische Führung war also gewarnt. Speziell nach dem Bombardement von Hiroshima. Doch auf die Gefahr reagierte sie selbst beim zweiten Angriff auf Nagasaki nicht. 10 000 Flugzeuge und ebenso viele Kamikaze-Piloten wären einsatzbereit gewesen.

Verletzte Seelen, rote Köpfe

Selbstverständlich sind demokratische Wahlen zum Glück friedliche Ereignisse und können nicht mit einem Atomkrieg gleichgesetzt werden. Doch ich sehe Parallelen zwischen den militärisch Verantwortlichen vom Sommer 1945 in Japan und den politisch Verantwortlichen vom Frühjahr 2019 in der Schweiz. Die grüne Welle sah man auf sich zukommen. Doch ich habe keine Partei gesehen, welche die grüne Politik grundsätzlich angegriffen hätte. Man hat allenfalls den verschiedenen Parteifarben etwas Grün beigemischt.

Die SVP ist mit viel Wahlwerbung in Erscheinung getreten. Einen echten Wahlkampf geführt hat sie nicht. Kampf heisst angreifen, heisst mit harter Kritik provozieren, heisst aber auch einstecken. Nur das befeuert die Journalisten und führt zur Dominanz in der Medienwelt. Verletzte Seelen, rote Köpfe, geballte Fäuste, laute Proteste und Schreckensgeschrei – nur das reisst die lethargischen Stimmbürger von den Stühlen, lässt sie Partei ergreifen und handeln. Ohne das Wecken von Emotionen sucht man den Erfolg vergebens.

Wer es nicht glaubt, möge sich in die Geschichte der letzten grossen grünen Welle vertiefen. Damals herrschte das «Waldsterben». Ein Filzlaus-Inserat hat den SVP-Wahlkampf eingeleitet. Der Verlust an Parteistärke der SVP war gering, der kleinste aller nicht-grün-roten Parteien. Wer nicht so weit zurückblättern möchte, höre sich Rainhard Fendrichs Song «Es lebe der Sport» an. Oder noch besser: Man studiere den Wahlkampf von Donald Trump.

Beste Ansatzpunkte der Kritik gegen die grüne Politik fände man schon längst in einigen Medien. Genutzt hat man sie in den jüngsten Wahlen kaum. Umso mehr grübelt man jetzt in Selbstbespiegelungen herum und läuft Gefahr, falsche Schlüsse zu ziehen. Denn oberflächliche Analysen inkompetenter Herkunft haben Hochsaison. Mut zum Kampf erzeugen sie nicht.

Hans-Rudolf Abächerli war von 1979 bis 2002 Werbeverantwortlicher für die Zürcher SVP. Er gilt als erfolgreichster Politwerber der Schweiz.

Sing mir ein Lied



Peng Liyuan, First Lady.

Das Bild des Auftritts ging um die Welt. Es zeigte zwei elegante Damen auf der Bühne der prachtvollen Garnier-Oper in Paris vor dem völlig leeren Zuschauerraum. Die eine war Brigitte Macron, die andere eine im Milliardenland China sehr populäre Sängerin namens Peng Liyuan, 57. Weil mit dem Präsidenten Xi Jinping, 65, verheiratet, wird Peng im Damenprogramm routinemässig in Opernhäuser geschleppt. Sie ist ja nicht die erste First Lady, die singen kann. Es gab schon Madame Sarkozy, besser bekannt als Carla Bruni. Aber Peng war die Primadonna der Peking-Oper und begeisterte mit einem Repertoire, das von patriotischen Liedern bis zum Musical reichte. Heute erhebt sie ihre Stimme im Range eines Generalmajors und einer Professorin als Chef-Muse im Reich der Mitte.

Nach der Schauspielerin Jiang Qjing, der blutgeilen Gattin Maos, die in der Kulturrevolution als Kopf der «Viererbande» unterging mit einem Todesurteil auf Bewährung (sie beging später Selbstmord), waren die Ehefrauen der Parteibonzen aus dem Rampenlicht verbannt worden. Als sie sich 1986 begegneten, war die jugendliche Schönheit Peng schon eine Berühmtheit. Mit achtzehn war sie in die Armee eingetreten und bald zur Gesangstruppe abkommandiert worden. Ein undurchschaubarer Apparatschik und Vizebürgermeister der Hafenstadt Xiamen, der in der Mao-Zeit in einer Höhle untergetaucht war, stellte ihr die Verlegenheitsfrage: «Welches Talent braucht es, um Sängerin zu werden?» Ein Jahr später waren sie verheiratet. Eine Ein-Kind-Musterfamilie; die Tochter Mingze studierte unter falschem Namen an der Harvard-Universität. Pengs letzte öffentliche gesangliche Performance liegt allerdings schon weit zurück: 2008 an der Wiener Staatsoper als «Magnolie» in einem Gastspiel der Peking-Oper, da war ihr Mann bereits Vizepräsident. Präsident ist er seit 2013, seine Amtszeitbeschränkung ist inzwischen aufgehoben worden, Xi Jinping ist Chinas Führer quasi auf Lebenszeit. Lady Peng wird noch viele Opernbühnen dieser Welt betreten, nur singen wird sie leider nicht mehr. Peter Hartmann

Verzettelung

Von Beat Gygi — Die Ernst-Göhner-Stiftung hat Panalpina vernachlässigt.



FDP-Politiker Walti.

Im Kampf um die Kontrolle des Basler Logistikunternehmens Panalpina ist vor Tagen eine grundlegende Entscheidung gefallen, als der Verwaltungsrat sich für die Übernahme durch den dänischen Konkurrenten DSV aussprach. Dem Angebot von rund 4,6 Milliarden Franken müssen die Aktionäre noch zustimmen, aber für einen grossen Teil des Aktionariats ist der Entschluss klar: für die 46 Prozent, die von der Ernst-Göhner-Stiftung (EGS) gehalten werden, denn die Stiftung ist im Panalpina-Verwaltungsrat mit zwei Exponenten vertreten, hat also ihren Willen schon im Führungsgremium kundgetan. Verwaltungsratspräsident von Panalpina ist der EGS-Stiftungsrat Peter Ulber, Vizepräsident von Panalpina ist der EGS-Stiftungsratspräsident und FDP-Politiker Beat Walti.

«Ihren Willen kundgetan» ist für die EGS-Vertreter allerdings etwas übertrieben. Sie hatten sich vorher lange gegen die Annäherung des Käufers gewehrt und auch gegen die Kritik des Panalpina-Aktionärs Cevian (12 Prozent Anteil) an ihrer Arbeit. Ulber, ehemaliger CEO, hat dann im vergangenen November die Ambition auf einen Verbleib auf seinem Posten über die nächste Generalversammlung hinaus aufgegeben. Cevians Kritik hat sich durchgesetzt, wie schon in der Auseinandersetzung bei ABB im vergangenen Jahr.

Cevians Vorwurf, die EGS-Vertreter hätten zu wenig gut zu Panalpina geschaut und eher eigene Interessen im Auge gehabt, erstaunt auf den ersten Blick, da ja Panalpina die wichtigste Beteiligung der EGS ist und deren Wertsteigerung doch Vorrang haben sollte. Wenn man aber sieht, welche Aufgaben und Beteiligungen die Stiftung sonst noch hat – bedeutende Anteile an etlichen Industrieunternehmen sowie ein grosses Immobilienportefeuille –, wird klar, dass der Anreiz zur Verzettelung und Verwischung von Verantwortung beträchtlich ist. Die Stiftung ist ein Beispiel für eine «multiple bottom line», wie sie von Nachhaltigkeitstheoretikern vertreten wird: das heisst, auf der untersten Zeile der Rechnung nicht nur den Wirtschaftserfolg messen, sondern auch die Dimensionen Soziales, Umwelt und Kultur. Am Schluss erhielt die Wirtschaft offenbar zu wenig Aufmerksamkeit.

Mulmiges Gefühl

Von Rico Bandle — In jeder noch so banalen Fernsehshow kommen heute Transgender-Leute vor. Ist es da noch ein Fortschritt, wenn Sven Epiney seinem Partner vor laufender Kamera einen Antrag macht?

Am Samstag lief das Finale der SRF-Unterhaltungsshow «Darf ich bitten?», in der Prominente mit Partnern um die Wette tanzten. Dass dabei Sven Epiney mit seinem Freund Michael Graber einen Tanz vorführte, wäre unter gewöhnlichen Umständen nicht der Rede wert gewesen – gleichgeschlechtliche Paare sind heute in der Öffentlichkeit allgegenwärtig. Seitdem beim Eurovision Song Contest mit Conchita Wurst eine bärtige Frau gewann, bei Sendungen wie «Der Bachelor» und bei «Germany's Next Topmodel» geschlechtsumgewandelte Damen (Transgender) zum festen Repertoire gehören, wirkt eine normale schwule Liebesbeziehung fast schon bieder.

Nach dem Tanz allerdings machte Sven Epiney seinem Freund einen Heiratsantrag, wodurch es die beiden doch noch in die Schlagzeilen schafften. Der populäre Fernsehmoderator

Was wäre passiert, wenn Epineys Freund nicht bereit gewesen wäre für eine Heirat?

ging vor seinem Angebeteten auf die Knie und sagte: «Das Resultat heute Abend spielt keine Rolle. Für mich spielt es aber eine Rolle, mit wem ich mein Leben verbringen möchte. Und das bist du. Und ich hoffe, du willst das auch. Ich würde sehr gerne dein Mann werden und du hoffentlich meiner.» Dass er die Wörter «Ehe» und «Heirat» vermied, dürfte eine bewusste Entscheidung gewesen sein, um niemanden vor den Kopf zu stossen.

Der Antrag verfehlte seine Wirkung nicht. «Dieser Kniefall bewegt die Schweiz», titelte der *Blick* am Montag. Von einem «Meilenstein für die Gleichstellung homosexueller Paare» war die Rede, von einem «starken Signal» an die Politik, die zurzeit über die «Ehe für alle» debattiert. Ein Vertreter der Schwulenorganisation Pink Cross frohlockte: «Epiney übernimmt eine wichtige Vorbildfunktion und sorgt in breiten Kreisen für mehr Akzeptanz.»

Auf dem letzten Platz

Das mag alles stimmen, und trotzdem – mit dem Risiko, als Spiel- beziehungsweise Romantikverderber zu gelten –: Viele Zuschauer dürften diesen Heiratsantrag eher mit einem mulmigen Gefühl mitverfolgt haben als mit Tränen der Rührung. Und das hat nichts damit zu tun, dass es sich um ein gleichge-

schlechtliches Paar handelte. Sondern damit, dass etwas dermassen Privates in eine Fernsehshow getragen wurde.

Was wäre passiert, wenn Epineys Freund nicht bereit gewesen wäre für eine Heirat? Hätte er sich getraut zu sagen: «Deinen Antrag in Ehren, aber ich möchte dich zurzeit nicht heiraten»? Undenkbar. Niemand möchte seinen Partner oder seine Partnerin vor Hunderttausenden von Live-Zuschauern dermassen blossstellen. Epiney hat seinen Freund potenziell in eine ausweglose Situation gebracht. Denn nein zu sagen, ist unter solchen Umständen praktisch unmöglich.

Man könnte nun einwenden, dass sich die beiden wahrscheinlich vorher abgesprochen hatten, dass es sich also um eine inszenierte Aktion handelte. Dies wäre zwar fair gegenüber dem Partner gewesen, aber unehrlich gegenüber dem Publikum. Ein abgesprochener Heiratsantrag ist kein Heiratsantrag.

Übrigens: Epiney landete am Ende der Tanzshow auf dem letzten Platz. Trotz Tränen, trotz Kniefall und trotz dem innigen «Ja, ich will» vom Partner. Daraus zu schliessen, dass das Publikum, das am Telefonvoting teilgenommen hat, schwulenfeindlich sei, wäre aber falsch. Epiney konnte weder auf einen Bonus noch einen Malus zählen: Die Rangierung entsprach ziemlich genau der Tanzleistung.



Vorbildfunktion? Liebespaar Epiney-Graber.

Bibi Brillant

Von Pierre Heumann — Benjamin Netanjahu regiert Israel seit zehn Jahren. Nun stellt er sich erneut zur Wiederwahl. Sein Rückhalt im Volk und in der Politik ist gross, vielleicht nützt ihm das aber nichts.



Neue Freundschaften: Ministerpräsident Netanjahu.

Der Mann ruft nach Superlativen. Benjamin Netanjahu ist der israelische Premier mit der längsten Amtszeit. Er ist der geschickteste Zauberer in einem Land, in dem viele an Wunder glauben. Er ist der gerissenste PR-Künstler in einem Staat, in dem Bescheidenheit keine Zier ist. Selbst seine politischen Gegner sagen: «Der Mann ist, auf seine Weise, brillant.»

«Bibi», wie er von Freund und Feind genannt wird, hat Israel in den vergangenen zehn Jahren umgekrempelt. Die Wirtschaft, die vor allem für den Export von Jaffa-Orangen bekannt war, ist heute eine Hightech-Weltmacht. Wer Israel sagt, sagt auch Innovation und Start-up-Nation. Die einst sozialistisch-verkrustete Ökonomie ist entfesselt. Der Schekel, die in früheren Jahren an Schwindsucht leidende, inflationsgeplagte Landeswährung, ist seit Monaten gegenüber dem Franken, dem Dollar und dem Euro stärker geworden – und trotzdem sind die Auftragsbücher der Exporteure voll. Bei innovativen Produkten spielt der Preis bekanntlich eine untergeordnete Rolle.

Mit den Weltmächtigen auf Augenhöhe

Mit dem Erfolg auf den internationalen Märkten hat Bibi das Argument der Linken widerlegt, dass ohne Friedensvertrag mit den Palästinensern Wohlstand unmöglich sei. Bibi ist es

zudem gelungen, das Schicksal der Palästinenser weltweit vom Verhandlungstisch zu nehmen. Stattdessen setzte er die Themen «iranische A-Bombe» und «islamischer Terror» auf die globale Agenda.

Bibi hat nicht nur Israels Wirtschaft gegenüber der Welt geöffnet, sondern auch die Diplomatie. Ob in Afrika, Asien, Osteuropa oder Lateinamerika: Kein israelischer Premier hat mehr Kilometer zurückgelegt als Bibi. Obwohl er ein Land vertritt, das nur halb so gross ist wie die Schweiz, spielt er weltweit mit.

Er hat nicht nur Israels Wirtschaft gegenüber der Welt geöffnet, sondern auch die Diplomatie.

Netanjahu verkehrt mit den Mächtigen der Welt auf Augenhöhe, ob im Weissen Haus oder im Kreml. In Brüssel ist er zwar wegen seiner Politik gegenüber den Palästinensern weniger gut gelitten. Er kompensiert das aber mit neuen Freundschaften in EU-Hauptstädten wie Budapest, Warschau oder Prag, um so die aussenpolitische Einheit der Union im Nahen Osten zu spalten.

Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu arabischen Golfländern hat er zwar noch nicht realisiert – aber er arbeitet daran. Eine

willkommene Hilfe ist ihm dabei der Iran, den sowohl Netanjahu als auch die Golfländer gemeinsam als Feind Nummer eins betrachten. Für Bibi und die Araber ist die iranische Gefahr eine Obsession. Fast im Alleingang kämpfte Netanjahu gegen das Atomabkommen, das Teheran mit dem Westen, vor allem mit US-Präsident Barack Obama, ausgehandelt hatte. Am Ende hatte Bibi Erfolg – und vor allem auch Glück, das Donald Trump heisst. Obamas Nachfolger zog sich aus dem Atom-Deal zurück.

Kritik, dass im Land einiges im Argen liege, wischt er beiseite, als wolle er dafür nach einer Dekade an der Spitze keine Verantwortung übernehmen. In Spitälern werden Patienten in den Gängen oder im Speisesaal untergebracht, die Infrastruktur ist ungenügend, die Jugend klagt über eine Wohnungsnot, die Armut nimmt zu, und die Produktivität im traditionellen Sektor ist deutlich tiefer als im OECD-Schnitt.

Die Armen sind seine treuesten Anhänger

In etlichen Bereichen wirkt Israel wie ein Drittweltland. Doch das beschäftigt Bibi nicht. Dass Israels Wirtschaft und Gesellschaft in zwei Teile zerfallen, in einen modernen und einen rückständig-traditionellen, sieht er nicht als Problem. Er weiss: Gerade diejenigen, an denen der Hightech-Boom spurlos vorbeigegangen ist, zählen zu seinen treuesten Anhängern.

Nie hat Netanjahu eine Wahl mit einem Erdbeben gewonnen. Bei der Parteienvielfalt des Landes – um die 120 Knessetsitze bewerben sich rund 40 Parteien – wäre das äusserst schwierig. Aber er hat sich stets bestens darauf verstanden, Koalitionen zu schmieden, in denen er mindestens 61 Parlamentarier hinter sich wusste. Dabei stützte er sich vor allem auf religiöse und ultrareligiöse Parteien, die mit Netanjahus Hilfe das Land koscher machen wollen.

Seine Alliierten halten sich nicht darüber auf, dass er der korrupteste Premier ist, den Israel je hatte. Und dieser Superlativ will etwas heissen in einem Land, in dem bereits Finanz- und Innen- und Premierminister sowie zahlreiche Stadtpräsidenten ins Gefängnis mussten, weil sie Gelder veruntreut hatten oder der Korruption überführt worden waren. Bibi, sagt die Staatsanwaltschaft, habe von Milliardären Geschenke entgegengenommen, und er habe sich eine ihm gewogene Berichterstattung erkaufte.

Die Quittung folgt demnächst – aber wohl anders, als Netanjahu sich das vorgestellt hat. Der Generalstaatsanwalt will ihn in drei Fällen wegen Korruption anklagen. Da ein Premierminister laut Gesetz erst zurücktreten muss, wenn er rechtskräftig verurteilt ist, bleibt Netanjahu im Büro des Regierungschefs – zumindest bis zu den Wahlen vom 9. April. Denn nach den Wählern wird die Justiz das letzte Wort haben.

Ein Niederbayer als Obereuropäer

Von Wolfgang Koydl — Gefällig und unauffällig: Kaum jemand kannte Manfred Weber. Nun versucht der Politiker aus Niederhatzkofen sein freundliches Image mit frechen Sprüchen aufzupeppen. Denn er will Nachfolger von EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker werden.

Man weiss nicht recht, was den Mann Mantreibt. Grössenwahn, Gutgläubigkeit oder einfach Naivität? Er ist unscheinbar wie sein Allerweltsname, hat keinen Funken von Regierungsverantwortung, auch einen richtigen Wahlkampf hat er noch nie geführt. Und wenn er Englisch spricht, dann tönt es herz-wärmend bayerisch.

Dennoch will Manfred Weber ganz hoch hinaus. Er will Jean-Claude Juncker beerben, den Chef der Europäischen Kommission. Das würde den unauffälligen Bayern auf Augenhöhe heben mit Weltführern wie Donald Trump, Xi Jinping oder Emmanuel Macron. Nicht nur in Brüssel fragt man sich Hand: Kann der das? Die gute Nachricht: Selbst wenn seine Europäische Volkspartei (EVP) bei den Europawahlen am 26. Mai gut abschneidet, ist es alles andere als sicher, dass er den Topjob bekommt. Nur er selber weiss es noch nicht.

Mild, ebenso verbindlich wie unverbindlich, anpassungsfähig bis zur Geschmeidigkeit – der 46-jährige Weber ist ein typisches Produkt der Euro-Blase. Wirklich beeindruckend an ihm ist sein schneller Bartwuchs. Wenn er sich mittags nicht rasiert, zaubern die Stoppeln am späten Nachmittag einen Hauch von Clint Eastwood in sein weiches Messbuben-Gesicht.

Erinnerungen an Kavallerist Steinbrück

In der bayerischen CSU, seiner Partei, lächelte man gerne über den netten Manfred. Im Hai-fischbecken der Münchener Christlichsozia-len mit seinen hungrigen Alphamännern war

«Daheim schimpfen sie wieder auf die EU», empörte er sich. «Das werde ich nicht länger dulden.»

Weber nur Fischfutter. «Solche Leute haben wir schon immer gerne nach Europa entsorgt», meinte der mittlerweile verstorbene CSU-Patron Wilfried Scharnagl einst sarkas-tisch.

Doch nun, da Weber nach den goldenen Ster-nen Europas greift, versucht er sein freundliches Image mit frechen Sprüchen aufzupeppen. Er schießt gegen alles, was sich bewegt: gegen Brexit-Briten und Euro-Populisten, gegen die Russen-Pipeline Nord Stream und gegen die Schweiz, die er sich bei einem internen Treffen mit dem Wirtschaftsrat der CDU/CSU vor-knöpfte. «Wenn Schweizer auf dem Frankfurter Flughafen landen, stellen sie sich in die



Merkels Waffe gegen Erz-Parteifreund Seehofer: EU-Politiker Manfred Weber.

Schengen-Schlange und nicht zu den EU-Aus-ländern», polterte der Obereuropäer in offen-sichtlicher Unkenntnis des internationalen Luftkreuzes Zürich, das Schweizer eher nutzen. «Daheim schimpfen sie dann wieder auf die EU», empörte er sich. «Das werde ich nicht länger dulden.»

Die Eidgenossen fühlten sich an den bekann-ten deutschen Kavallerieoffizier Peer Stein-

brück erinnert, der die südlichen Nachbarn mit der Peitsche auf Vordermann bringen wollte. Doch derweil man sich den norddeutschen «Peitschen-Peer» durchaus mit einer Knute in der Hand vorstellen konnte, wirkt der Nieder-bayer Weber eher wie ein Louis-de-Funès-Ver-schnitt, der sich über einen arroganten Kellner aufregt – sicherheitshalber draussen auf der Strasse.

Wer Weber verstehen möchte, muss Niederbayern kennen, Bayerns tiefste Provinz, wo die CSU lange den Status einer Staatspartei hatte. Geboren wurde er in einem Weiler mit dem anheimelnden Namen Niederhatzkofen. Weitere Stationen führten ihn nach Pfeffenhausen, Wildenberg, Siegenburg, Rottenburg und schliesslich als Krönung in die Metropole Landshut. Den niederbayerischen Kosmos verliess der europäische Spitzenkandidat nicht, was ihn mit dem ebenfalls von hier stammenden ehemaligen CSU-Chef Erwin Huber verbindet. Der meinte einmal selbstironisch, dass die ersten Ausländer in seinem Leben Franken gewesen seien, die er als junger Finanzbeamter auf einer Fortbildung in Nürnberg getroffen habe.

99 Prozent der Wählerstimmen

Wie für Huber war es eine Generation später auch für Weber nur konsequent, dass er in der CSU Karriere machte – obwohl ihn Umweltfragen in die Politik führten, die damals überhaupt nicht zum Markenzeichen der Partei gehörten. Dennoch kamen die Grünen für ihn nicht in Frage: «Bei denen habe ich nie verstanden, dass sie sich einerseits für die Wahrung der Schöpfung starkmachen, aber in der Abtreibungsfrage andere Kriterien anlegen», wunderte sich der Katholik und Trompeter im kirchlichen Bläserkreis in einem Gespräch mit der *Weltwoche*. Umso erstaunlicher ist, welche geringe Rolle der Klimaschutz im derzeitigen Europa-Wahlprogramm des früheren blauweissen Grünen spielt.

Nur kurz sass Weber im Bayerischen Landtag. Als er sein Mandat 2004 niederlegte, um ins Europaparlament zu ziehen, seien viele Parteifreunde erstaunt gewesen, sagt er. Europa galt als Abstellgleis für einen aktiven Politiker. «Heute stellt sich diese Frage niemand mehr», konstatiert er trocken. Zur Sicherheit behielt er noch zehn Jahre lang eine stabile Basis als Vorsitzender des einflussreichen CSU-Bezirksverbands Niederbayern. Von Mal zu Mal gelang es ihm, seine Wahlergebnisse von simbabwischen 97 Prozent auf nordkoreanische 99 Prozent hochzuschrauben.

Schnell machte er in der EVP Karriere, deren Fraktionsvorsitz er 2014 übernahm. Fortan gehörte er mit Parlamentschef Martin Schulz, Vizekommissionspräsident Frans Timmermans und dem Führer der Sozialdemokraten, Gianni Pittella, zum – scherzhaft G-5 genannten – engen Zirkel um Juncker. Sie trafen sich zu geselligen Abendessen im Brüsseler «Stanhope Hotel» – praktischerweise gleich gegenüber von Webers EVP-Zentrale gelegen –, wo sie die Zukunft der EU auskugelten.

Dass er so schnell so hoch stieg und von der EVP als Spitzenkandidat auf den Schild gehoben wurde, verdankt er zwei Umständen. Zum einen segelte Weber stets brav im europäischen Mainstream mit – auch wenn es manch-

mal ein wenig länger dauerte, bis er merkte, wo diese Strömung verlief. Das galt etwa für den Streit um die ungarische Schwesterpartei Fidesz, der er fast ein wenig zu lange die Stange hielt. Dass er sich für die umstrittene Urheberrechtsinitiative starkmachte, könnte ihn bei jungen Wählern Stimmen kosten.

Viel wichtiger aber ist, dass Weber eine mächtige Fürsprecherin in Gestalt der Bundeskanzlerin hat. Jedenfalls zerriss man sich schon früher in der CSU das Maul darüber, dass er seine Karriere in Europaparlament und Volkspartei eigentlich nur Angela Merkels Intervention verdanke. «Warum sonst sollte ausgerechnet einer der lediglich fünf CSU-Abgeordneten in

Bei all denen, auf die es in Brüssel ankommt, gilt Weber als Leichtgewicht.

der EVP-Fraktion den Job bekommen und keiner der viel zahlreicheren CDU-Leute?», fragte rhetorisch ein CSU-Intimus. Merkel, so die Überlegung, wollte mit Weber ihren Erz-Parteifreund Horst Seehofer gleichzeitig ärgern und verunsichern.

Doch ob sich Weber auch in Zukunft, und vor allem nach dem Wahltag, weiter auf die deutsche Kanzlerin verlassen können, ist alles andere als sicher. Merkel war das System der Spitzenkandidaten schon beim ersten Anlauf vor fünf Jahren suspekt gewesen, als Schulz und Juncker für Sozialdemokraten und Bürgerliche antraten. Nach diesem System erhält der Führer der grössten Partei im Parlament das Amt des Kommissionspräsidenten. Zuvor war es Usus gewesen, dass die Staats- und Regierungschefs diesen Posten bestimmten und vom Parlament bestätigen liessen.

Dass sie Juncker am Ende doch widerwillig unterstützte, heisst nicht, dass sich die Kanzlerin mit dem System ausgesöhnt hätte. Ihre Unterstützung für Weber ist bestenfalls lauwarm. Umso lautstärker wettet ein anderer gegen die Spitzenkandidaten im Allgemeinen und damit indirekt gegen Manfred Weber im Besonderen: Frankreichs Staatschef Emmanuel Macron. Er hat nie einen Hehl daraus gemacht, dass er sich das Vorrecht der Mitgliedstaaten, den Chef der Kommission zu bestimmen, nicht aus den Händen nehmen lassen will.

Inzwischen hat er Europas Liberale auf seine Seite gezogen, die sich eigentlich an allen Euro-Neuerungen berauschen. Doch so begierig biederte sich die drittstärkste Kraft im Europaparlament Macron an, damit dessen «En marche»-Bewegung nach den Wahlen zu ihr überläuft, dass sie ihre Prinzipien ebenso über Bord warf wie die eigene mögliche Spitzenkandidatin Margrethe Vestager. Die dänische Wettbewerbskommissarin legte sich erfolgreich mit US-Internetgiganten wie Amazon oder Apple an und ist daher – anders als Weber oder sein

sozialdemokratischer Mitbewerber Frans Timmermans – tatsächlich einer breiteren europäischen Öffentlichkeit positiv aufgefallen.

Auf Augenhöhe mit Trump?

Macron hat zudem längst seinen eigenen Kandidaten für die Spitzenpersonalie ausgesucht: Michel Barnier, erfolgreicher Brexit-Unterhändler und, noch wichtiger, Franzose. Im Gegensatz zu Weber, der nie etwas anderes als sein Abgeordnetenbüro geleitet hat, war er zuvor französischer Aussenminister und EU-Kommissar. Er verfügt nicht nur über Statur und *gravitas*, sondern vor allem über exekutive Erfahrung – wie frühere Kommissionspräsidenten, die vorher meist Regierungschefs ihrer jeweiligen Länder waren. Bei all denen, auf die es in Brüssel ankommt, gilt Weber als Leichtgewicht, dem man nicht zutraut, einem Donald Trump, einem Xi Jinping oder auch nur einem Emmanuel Macron auf Augenhöhe Paroli zu bieten.

Die Schweizer müssen sich daher keine grossen Sorgen machen. Selbst für den Fall, dass Weber in Junckers Büro in der obersten Etage des Berlaymont-Gebäudes einzieht, werden den wetternden Worten keine durchgreifenden Taten folgen. Nicht auszuschliessen ist freilich, dass Weber dort endet, wo heute Peer Steinbrück ist. Er berät eine Bank und tingelt als Kabarettist durch Deutschland.

Jetzt bestellen:
Checkliste Pensionierung
vz.ch/checkliste

Pensionierung

- **AHV**
Wie hoch ist mein Anspruch?
- **Pensionskasse**
Rente, Kapital, Kombination?
- **Hypothek**
Soll ich amortisieren?

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ zahlt sich aus. Überzeugen Sie sich selbst.



VermögensZentrum

Aarau | Basel | Bern | Chur | Fribourg | Genève | Lausanne | Lugano
Luzern | Neuchâtel | Schaffhausen | Solothurn | St. Gallen | Zug | Zürich

www.vermoegenszentrum.ch

Personenkontrolle

Cassis, Thurnherr, Wasserfallen, Schiesser, Carollo, Keller, Kiener Nellen, Ecclestone, Couchepin, Nantermod, Fournier, Maret, Zürcher, Parmelin, Schawinski, Somm, Trump, Putin, Maurer, Blocher

Ignazio Cassis, Sisyphos der Schweizer Politik, brachte am Mittwoch das Uno-Abkommen für ein Atomwaffenverbot zum zweiten Mal im Bundesrat zur Sprache. Der Vertrag schafft erstmals ein umfassendes und ausdrückliches Verbot für Atomwaffen. Als sich der Bundesrat Mitte August 2018 ein erstes Mal mit dem Text befasste, gelangte die Mehrheit der Landesregierung, auch wegen der Bedenken des Aussenministers und seiner Experten, zur Überzeugung, es sei besser, diesen Vertrag vorläufig nicht zu unterschreiben – obwohl es dazu einen Auftrag des Parlamentes gab. Eine Reihe von Politikern protestierte, Cassis vertröstete auf später. Man wolle zuerst verschiedene Optionen sorgfältig prüfen, der Bundesrat werde sich danach erneut mit dem Abkommen befassen. Man ist gespannt, ob der Aussenminister doch noch einen Weg aus dem Atomdilemma findet. (hmo)

Bei **Walter Thurnherr**, Digitalturbo, läuft nicht alles nach Wunsch. Nicht nur, dass der Bundeskanzler mit seinen E-Voting-Plänen auf Widerstand stösst. Laut der Eidgenössischen Finanzkontrolle (EFK) droht auch ein Projekt der Bundeskanzlei, mit dem die Plattform der Amtlichen Veröffentlichungen des Bundesrechts modernisiert werden soll, finanziell aus dem Ruder zu laufen. Den Zuschlag für das Projekt hatte eine Firma mit Sitz in Griechenland erhalten. Die ursprünglich auf 14,7 Millionen Franken veranschlagten Projektkosten wurden bereits um zusätzliche 4,2 Millionen Franken validiert, und die EFK rechnet damit, dass es zu weiteren, noch nicht bezifferbaren Budgetüberschreitungen kommen wird. Die griechische Firma kann laut EFK nicht nur die abgemachten Fristen nicht einhalten, ihre Lieferungen entsprechen auch nicht der erwarteten Qualität. Es hapert «bei den Arbeitsmethoden, der Auffassung von Verpflichtungen und den Prioritäten», schreibt die EFK. Ob es ausgerechnet unter dem IT-affinen Thurnherr zu einem neuen IT-Misserfolg beim Bund kommen wird, das wird sich zeigen. (fon)

Netzwerk Future, die grösste Schweizer Bildungslobby-Organisation, beklagt die ungleiche Geschlechtervertretung in der Wissen-



Atomdilemma: FDP-Bundesrat Cassis.



Unbescheiden: Seco-Chef Zürcher.



Doppelmoral: SP-Nationalrätin Kiener Nellen.



Systemabsturz: Bundeskanzler Thurnherr.

schaft: «Je höher die Hierarchiestufe, desto geringer der Frauenanteil.» Das Netzwerk weiss, wovon es spricht. Die Geschäftsstelle wird betreut von zwei Männern, der Präsident des «Politikerteams» ist FDP-Nationalrat **Christian Wasserfallen**, von den 42 aufgeführten Rektoren und Präsidenten der im Netzwerk vereinigten Schweizer Hochschul- und Forschungseinrichtungen sind 34 Männer. Darunter der Präsident des ETH-Rates, der ehemalige Glarner Ständerat **Fritz Schiesser** (FDP). Die ETH Zürich macht gerade Schlagzeilen mit der ersten Entlassung ihrer Geschichte: der Astrophysikerin **Marcella Carollo**. Mit einem männlichen Professor wäre man anders umgesprungen, kommentiert **Ursula Keller**, die zweite Professorin im Physikdepartement der ETH, die Affäre. So viel zur praktizierten Frauenwegbeförderung in der Wissenschaft. (kep)

Margret Kiener Nellen, ausgewiesene Steuerexpertin, trommelt gegen die Eidgenössische Steuerverwaltung (ESTV). Wie der *Tages-Anzeiger* berichtet, ist die Berner SP-National-



«Ganz schwach»: Journalist Schawinski.

rätin der Ansicht, dass in Gstaad Milliardäre wie **Bernie Ecclestone** bei den Steuern zu pfleglich behandelt werden, weswegen die ESTV den kantonalen Behörden auf die Finger klopfen solle. Diese Forderung wirkt etwas heuchlerisch angesichts der Tatsache, dass die *Weltwoche* Frau Kiener Nellen dabei ertappte, wie sie im Jahr 2014 bei zwölf Millionen Franken Vermögen keinen Franken Einkommenssteuer ablieferte. (fsc)

Pascal Couchepin, Ladykiller, mischt beim Ständeratswahlkampf im Wallis kräftig mit. Der freisinnige Alt-Bundesrat hat mit dem Unterwalliser FDP-Nationalrat **Philippe Nantermod** ein Buch geschrieben. Es ist eine Art Dialog über liberale Werte zwischen dem 76-jährigen Couchepin und dem 34-jährigen Nantermod. Dagegen wäre nichts einzuwenden, stünden im Herbst nicht Wahlen an und kandidierte Nantermod nicht für den seit Jahrzehnten von der CVP besetzten Ständerats-sitz. Die Situation ist günstig, da der bisherige Amtsinhaber der CVP, **Jean-René Fournier**, zurücktritt und die CVP mit **Marianne Maret**

eine politisch eher unbekannte Politikerin ins Rennen schickt. Aufgrund der traditionellen Wählerstärke ihrer Partei hätte sie gute Chancen, als erste Frau aus dem Wallis in den Ständerat gewählt zu werden – wenn ihr jetzt nicht Couchepin dazwischenfunken würde. Bei der Buchpräsentation am Westschweizer Radio machte der Alt-Bundesrat derart Werbung für Kandidat Nantermod, dass ihn der Moderator stoppen musste. (hmo)

Boris Zürcher, Herrscher über den regulierten Arbeitsmarkt, nervte bei den traditionellen Hearings zwischen den Erwerbslosenverbänden und Wirtschaftsminister **Guy Parmelin** (SVP) am letzten Montag die Vertreter der Organisation Avenir 50 plus. Zürcher habe sich wie der König in der Runde aufgeführt und anstelle von Bundesrat Parmelin die Fragen beantwortet, kritisierten Teilnehmer nach dem Treffen. Unter anderem liess der Chef der Direktion für Arbeit im Seco durchblicken, dass die Vermittlung von Jobs keine Kernaufgabe der RAV sei. Eine interessante Sicht, scheint doch Zürcher vergessen zu haben, dass die Abkürzung RAV für Regionales Arbeitsvermittlungszentrum steht, seit dieses vor zwanzig Jahren erfunden wurde. Aber das ist ja auch schon lange her. (hmo)

Roger Schawinski, empfindsamer Geist, ist für harte Debatten immer weniger empfänglich. Letzten Montag kam es zu einer Auseinandersetzung in der Talkshow «Roger gegen Markus», in der Schawinski mit Ex-BaZ-Chefredaktor **Markus Somm** die Klängen kreuzte. Somms Vorwurf: Schawinski habe seine Hörer «jahrelang hinters Licht geführt» und «für dumm verkauft», indem er ihnen erzählte, **Donald Trump** habe die Präsidentschaft nur dank der Hilfe **Wladimir Putins** errungen. Das traf Schawinski offenbar ins Mark, denn er brach die Sendung abrupt ab. Wir erinnern uns: Als **Ueli Maurer** (SVP) im Jahr 1999 Schawinskis Talkshow Hals über Kopf verliess, nachdem dieser ihn als «Parteipräsidenten von **Christoph Blochers** Gnaden» bezeichnet hatte, rief Schawinski dem Davonstürmenden nach: «Das finde ich jetzt aber ganz schwach!» (fsc)

Nachruf



Harte Arbeiterin: Oligarchin Filjowa.

Natalija Walerjewna Filjowa (1963–2019) — Wer schon auf russischen Flughäfen war, fühlte sich gelegentlich wie in der Zürcher S-Bahn. «S7» ist eine der meistgehörten Lautsprecherdurchsagen zwischen Kaliningrad und Wladiwostok. Es ist der Name der erfolgreichen russischen Airline. Die S7 – mit dem Funkrufzeichen Siberian Airlines – ist ein Vorzeigeprodukt der postsowjetischen Marktwirtschaft. Ihre Mitgründerin Natalija Filjowa wurde vom amerikanischen Wirtschaftsmagazin *Forbes* als viertreichste Russin aufgeführt (mit einem Vermögen von rund 500 Millionen Euro). Am vergangenen Sonntag verlor sie bei einem Flugzeugabsturz ihr Leben – nicht in einer Linienmaschine ihres Unternehmens, sondern in einem propellerbetriebenen Privatflieger des Modells Epic E1000.

Filjowa hatte ihren Vater Valery Karachev von Cannes aus zu einem medizinischen Untersuchung in Hessen begleiten wollen. Am

31. März schlug die Maschine um 15.30 Uhr beim Landeanflug auf den Flugplatz Egelsbach bei Erzhausen hart auf den Boden auf und fing Feuer. Der Pilot und die beiden Passagiere waren sofort tot.

In Russland trauert man um eine Persönlichkeit, die kaum dem Klischee der Neureichen entsprach. Filjowa lebte zurückgezogen und bescheiden. Dabei war ihr wirtschaftlicher Aufstieg spektakulär. Im Moment des Zerfalls der Sowjetunion zeigte sie unternehmerisches Antizipationsvermögen und übernahm mit ihrem Mann

Die Familie – mit vier Kindern – war ihr wichtiger als das öffentliche Scheinwerferlicht.

Wladislaw Filjow die Aktienmehrheit der serbelnden sibirischen Fluggesellschaft Sibir. Sie entwickelte das Unternehmen sukzessive weiter, welches 2003 erstmals die staatlich alimentierte Aeroflot hinter sich liess. Im Gegensatz zu vielen Oligarchen zelebrierte Filjowa ihren Aufstieg nicht mit öffentlichen Exzessen und skandalträchtigen Auftritten. Die Frau, die in der Industriestadt Nowosibirsk in einfachen Verhältnissen aufgewachsen war, blieb als stille und harte Arbeiterin im Hintergrund. Die Familie – mit vier Kindern – war ihr wichtiger als das öffentliche Scheinwerferlicht. Gleichwohl wollte Filjowa noch höher hinaus. Als erstes Privatunternehmen in Russland erhielt die S7 eine Lizenz für kommerzielle Weltraumflüge. Bei dieser Mission wird die Chefin fehlen.

Werden in Russland Prominente Opfer eines Unfalls, machen rasch Verschwörungstheorien und Attentatsgerüchte die Runde. Nicht im Fall von Natalija Filjowa. Man geht davon aus, dass technisches Versagen zum Absturz des Flugzeugs geführt hat. *Thomas Renggli*

Jetzt profitieren!

**Gratis
Comic Buch**

im Wert von **CHF 18.90**
zu jedem **SPICK**
Abo





Mehr für wenige: Klima-Profiteure Thomas Stocker, Reto Knutti, Rolf Wüstenhagen, Roger Nordmann, Jürg Grossen, Ulrich Spiesshofer,

Klima

Auf der Gewinnerseite

Von Beat Gygi, Hubert Mooser und Florian Schwab — Kampf gegen den Klimawandel als Geschäftsmodell: Mit Milliarden von Steuerfranken betreiben Politiker, Verbandsvertreter, Unternehmer und Wissenschaftler eine ökologische Umsteuerung. Es lohnt sich für sie.

Photovoltaik für den Klimaschutz: Wir brauchen 25 Mal mehr Solarstrom.» Zwei Tage nach den grün geprägten Zürcher Kantonalwahlen war das die Hauptschlagzeile auf der Homepage des Branchenverbandes Swissolar. Solarenergie spiele eine zentrale Rolle zum Abwenden der Klimakatastrophe, hiess es, der jährliche Zubau von Fotovoltaik-Anlagen in der Schweiz müsse im Vergleich zu heute verfünffacht werden (von 0,3 auf jährlich 1,5 Gigawatt), die Förderpolitik sei beizubehalten und auf Grossanlagen ohne Eigenverbrauch auszuweiten. Der Verband Swissolar umfasst gut 700 Mitglieder, davon über 500 «Solarprofis» wie Planer, Berater, geprüfte Fachfirmen, Installateure oder Hersteller von Solaranlagen. Präsident ist Roger Nordmann.



«Dekarbonisierung» des Autoverkehrs

Nordmann ist seit 2004 Nationalrat und seit November 2015 Fraktionschef der SP. Er zählt zu den treibenden Kräften der Energiestrategie 2050 und sitzt in der nationalrätlichen Kommission für Umwelt, Raumplanung und Energie (Urek). Sein Motto lautet: «Wir brauchen mehr Solarstrom – viel, viel mehr!» Die Fotovoltaik-Kapazität sei von heute zwei auf fünfzig Gigawatt im Jahr 2050 zu bringen. In Vorstössen fordert er den Abbau der Warteliste für Solarenergieprojekte und eine «Dekarbonisierung» des Autoverkehrs.

Tatsächlich meldete das Bundesamt für Energie soeben, die Warteliste bei Einmalver-

gütungen für grosse Fotovoltaik-Anlagen 2019 werde weiter abgebaut. Wer vor Ende Januar 2014 das Gesuch eingereicht hatte, wird jetzt mit Subventionen bedient, insgesamt 180 Millionen Franken sind es dieses Jahr. Daneben summieren sich die langfristig laufenden Einspeisevergütungen zu stolzen Beträgen, die bereits früher den Produzenten von Wasser-, Solar- oder

Windenergie zugesagt wurden, 2017 machten sie gegen 580 Millionen Franken aus. Mehr als 12 500 Empfänger stehen auf der Einspeiser-Liste, und je nach Laufzeit sind ihnen jährliche Beiträge bis 2040 zugesichert.

Woher kommt das Geld? Im Wesentlichen von den Bürgern, die als Stromkonsumenten erhöhte Elektrizitätstarife zahlen. Der Bund sagt es so: Dank höherer Marktpreise für Strom waren die Einnahmen aus dem Netzzuschlagsfonds rund 30 Millionen Franken höher als erwartet. Der Maximalbetrag für den Netzzuschlag, den die Stromverbraucher in den Fördertopf abliefern, war Anfang 2018 von 1,5 auf 2,3 Rappen pro Kilowattstunde (kWh) Energie erhöht worden. Vom Strompreis für die Schweizer Haushalte wird also über ein Zehntel für die Förderung erneuerbarer Energien abgezweigt. Die Energie- und Umweltpolitik ist ein kompliziertes System von Schläuchen, die bei den Bürgern Geld absaugen und in Solarpanels, Windräder, Kraftwerke, Stromnetze, Gebäudeisolierung leiten – und immer auch ein wenig zu Beratern, Planungsbüros, Installationsfirmen, Politikern und Lobbyisten.

Die Solarbranche profitiert immer wieder von Nordmanns Fertigkeit, Mehrheiten zustande zu bringen, um im Energiedossier Gesetzesänderungen in die gewünschte Richtung zu lenken. Nordmann ist auch Präsident der Plattform Pro Solar, die sich mit Schwerpunkt Solarenergie in der öffentlichen Debatte und in politischen Prozessen engagiert, aber sein Engagement geht über das Sonnenlicht hinaus. Im Beirat des Dachverbands Geothermie Schweiz befasst er sich mit der Nutzung von Erdwärme zum Ersatz von fossilen Brennstoffen, und schliesslich arbeitet er im Vorstand des Branchenverbandes Swisscleantech mit.

Swisscleantech hat wenige Tage vor den Zürcher Wahlen eine «Gebäudeklimapolitik» gefordert, bis 2050 müssten alle Gebäude CO₂-frei beheizt werden. Der Markt spiele in diesem Bereich nicht, so dass eine neuartige Gebäudeenergiepolitik nötig sei. Neben Lenkungsabgaben brauche es zusätzliche Massnahmen, etwa die Verpflichtung auf langfristige, schrittweise CO₂-Reduktionen, in Verbindung mit hoheitlichen Risikoabsicherungen im Stil der Exportrisikogarantie oder der Finanzierungsmechanismen, wie man sie in der Wohnbauförderung kenne.

Im Swisscleantech-Vorstand ist auch Jürg Grossen, seit 2011 Nationalrat der Grünliberalen (GLP) und Präsident der GLP Schweiz. Von Beruf Elektroplaner und Unternehmer, ist er in der Politik ein besonders eifriger Verfechter der Energiewende. Wenn Grossen für das Klima streitet, fällt meistens auch ein Stück für das eigene Geschäft ab. Engagiert ist er in den



Regula Rytz, Markus Ritter, Marc Chardonnens und Renat Heuberger (v. l.).

Firmen Elektrolink, Elektroplan Buchs & Grossen sowie Smart Energy Link in Frutigen. Zudem präsidiert er die Konferenz der Gebäudetechnik-Verbände.

Der Gebäudesektor, der rund einen Viertel der schweizerischen CO₂-Emissionen verursacht, wird durch einen ähnlich dicken Schlauch mit Umweltsubventionen versorgt wie die Solarbranche. Der Finanzzufluss stammt vor allem aus der CO₂-Abgabe auf Treibstoffen sowie aus kantonalen Förderprogrammen. Die CO₂-Abgabe wurde 2008 auf fossilen Brennstoffen wie Heizöl oder Erdgas eingeführt und 2018 auf 96 Franken pro Tonne CO₂ erhöht. Das macht pro Liter Heizöl rund 25 Rappen aus. Zwei Drittel der so eingesam-

Die Energie- und Umweltpolitik ist ein System von Schläuchen, die bei den Bürgern Geld absaugen.

melten Summe werden unabhängig vom Verbrauch gleichmässig an die Bürger zurückbezahlt, etwa via Krankenkassenabrechnung.

Ein Drittel oder maximal 450 Millionen Franken pro Jahr fließen in die Sanierung von Häusern zur Verminderung von CO₂-Emissionen. Das ergibt eine breite Geschäftsgrundlage für Berater, Installateure und Baufirmen. Sie wird noch breiter, wenn die vor Weihnachten im Nationalrat gescheiterte Revision des CO₂-Gesetzes im Ständerat schärfer gefasst wird, allenfalls mit höheren CO₂-Abgaben und Zusatzbelastungen bei Benzin und Diesel. Abseits davon zieht die Erdölindustrie ein eigenes, ähnlich umfangreiches Programm zur CO₂-Kompensation durch, das über die Stiftung Klik abgewickelt wird. Und auf kleinerer Flamme hat die Landwirtschaft mit Hilfe der Bundesämter für Landwirtschaft, für Energie und des Seco die Plattform Agrocleantech für Energieeffizienz, Klimaschutz und erneuerbare Energien aufgebaut. Bauernverbands-

präsident Markus Ritter versteht es zudem gut, die Leistungen der Bauern ökologisch einzuordnen.

Die Vorstösse des Cleantech-Politikers Grossen drehen sich auf breiter Front um Klimawandel, Förderung alternativer Energien, Energieeffizienz in der Gebäudetechnik sowie Elektromobilität. So forderte er auch öffentliche Investitionshilfen für den Aufbau von Ladeinfrastruktur für die E-Mobilität zu Hause und am Arbeitsplatz – ganz im Sinne der Organisation Swiss E-Mobility, die er ebenfalls präsidiert.

Massiv geförderte Forschung

Swiss E-Mobility macht Lobbying für die Entwicklung der Elektromobilität in der Schweiz. Der Kampf gegen den Verbrennungsmotor wird etwas weniger radikal geführt als in Deutschland, wo sich selbst grosse Autokonzerne voll dem Elektroantrieb zuwenden wollen und den Staat dabei um Hilfe bitten. Aber auch in der Schweiz werden, synchron zu den EU-Gesetzen, für Neuwagen immer tiefere CO₂-Emissionen mit Bussen bei Übertretung befohlen, nun wird eine Senkung der Obergrenze von 130 auf 95 Gramm pro Kilometer angepeilt. Dabei profitieren Elektrofahrzeuge von einer Art Schummelei, denn sie gelten als emissionsfrei – egal, woher der Strom und die Batterien stammen.

Beim Forcieren der Elektromobilität macht die Industrie nach Möglichkeit mit. Der ABB-Konzern etwa hofft auf eine staatlich beschleunigte Entwicklung, Konzernchef Ulrich Spiesshofer präsentiert Politikern an Messen Schnellladestationen für E-Autos, in einigen Ländern wurden ganze Netze verkauft. Spiesshofer tritt mit ABB als Förderer der Formel-E-Rennen auf, und im vergangenen Sommer wurden der Stadt Zürich dreissig Schnellladestationen geschenkt.

Wenn es um die Reduktion des herkömmlichen Strassenverkehrs geht, mischt stets auch die Präsidentin der Grünen, Regula Rytz, an

vorderster Front mit. Rytz ist seit 2011 Nationalrätin und Mitglied der Kommission für Verkehr- und Fernmeldewesen (KVF). Die Grünen erwägen auch das Referendum gegen den vom Nationalrat in der Frühlingssession beschlossenen Ausbau des Nationalstrassennetzes. «Der Verkehr ist die grösste Quelle von Treibhausgasen in der Schweiz», pflegt Rytz zu sagen. Da trifft es sich gut, dass sie nebenamtlich Verwaltungsrätin der Verkehrsbetriebe Biel ist, die von der Offensive zugunsten des öffentlichen Verkehrs profitieren.

Die Forschung über Öko-Themen und Klimawandel wird von der öffentlichen Hand massiv gefördert. Innosuisse, die Innovationsagentur des Bundes (früher KTI), schüttet im Rahmen ihres Aktionsplans «Koordinierte Energieforschung Schweiz» zwischen 2017 und 2020 insgesamt 139 Millionen Franken aus. Damit will man Lösungen suchen «für die technischen, gesellschaftlichen und politischen Her-

VALUES WORTH SHARING

«Unsere Familie investiert langfristig – seit 1136.»

S.D. Prinz Philipp von und zu Liechtenstein, LGT Chairman seit 1990



Private Banking

lgt.ch/values



«Die Rot-Grünen führen uns in die Steinzeit zurück!»

Parteien

Waldsterben war gestern

Umweltsorgen standen am Anfang ihres Aufstiegs. Seither haben sich die Grünen stark verändert. Gleich blieb eines: Erfolgreich waren sie immer, wenn es der Wirtschaft gutging. Von Erik Ebnetter

Draussen schneite es, und es war dunkel. Drinnen, in einer abgeschiedenen Hütte im Waadtländer Jura, sassen sieben Personen um einen Tisch und diskutierten ziemlich heftig über das Programm einer neuen Partei. Es ging irgendwie um die Frage, wie sehr ökologische Politik ökonomischen Prinzipien folgen sollte, die Argumente wiederholten sich, und auf einmal rief Laurent Rebeaud fast schon wutentbrannt: «Was kümmert mich das Bruttosozialprodukt?!» Das Gespräch verstummte innert Sekunden, und sogar das Kratzen eines Bleistifts war nun zu hören. «Das Gedächtnis wählt nicht zufällig aus», schrieb Rebeaud später über diesen Moment im Februar 1983. «Ich habe daran eine kinematographisch-präzise Erinnerung. Ich weiss, dass alles mit dieser neuen Überzeugung, diesem neuen Bewusstsein seinen Anfang nahm: Es kommt nicht auf das Bruttosozialprodukt an.»

Gurken und Melonen

Wenige Monate später, am 28. Mai 1983, entstand in Freiburg die Föderation der Grünen Parteien der Schweiz. Ihre Gründer zählten zu den Gurken, wie man sie nannte, aussen grün, innen grün, und sie stammten zumeist aus der Romandie. Die sogenannten Melonen, aussen grün, innen rot, waren vor allem in der Deutschschweiz zu Hause und schlossen sich kurz darauf in der Grünen Alternative Schweiz zusammen. Rebeaud, ein Journalist aus Genf, war eine typische Gurke, denn er interessierte sich kaum für das Bruttosozialprodukt und argumentierte selten materialistisch, wie es die Melonen oft taten. Die «Föderation», die er als Gründungspräsident führte, wandelte sich mit den Jahren zur Grünen Partei der Schweiz, während die «Alternative» nur regional überdauert hat. Der Konflikt zwi-

schen Gurken und Melonen sollte für die Grünen trotzdem prägend bleiben.

Der ökologische Blockbuster dieser Zeit war das «Waldsterben», und er gelangte aus Deutschland in die Schweiz. Der *Spiegel* veröffentlichte dazu schon im November 1981 eine Titelgeschichte: «Der Wald stirbt – Saurer Regen über Deutschland». Und die Debatte drehte sich so schnell, dass die *Zeit* nur drei Jahre später bilanzierte: «Am Ausmass des Waldsterbens könnte heute nicht einmal der ungläubige Thomas zweifeln, allenfalls ein pa-

Die Grünen waren gekommen, um zu bleiben – nur anders, als sie es ursprünglich geplant hatten.

thologischer Ignorant.» Joachim Radkau, ein führender Umwelthistoriker, urteilte 2011, solche Zitate verrieten, «dass es sich beim «Waldsterben» nicht mehr nur um ein Thema rationaler Analyse handelte, sondern es drauf und dran war, zum Glaubensartikel zu werden». Das Credo der Bewegung lautete: «Erst stirbt der Wald, dann stirbt der Mensch», und es war auch in der Schweiz zu hören.

Die Grünen hatten zwar nur vier Nationalräte, darunter Laurent Rebeaud, aber sie verstanden es, ihre Anliegen publikumswirksam vorzutragen, zumal Politiker anderer Parteien sie gar nicht selten unterstützten. Der Bundesrat veröffentlichte 1984 zwei Berichte über das «Waldsterben», und das Bundesamt für Forstwesen liess eine Broschüre erarbeiten: ««Waldsterben? Das gibt es doch gar nicht!» Wie falsche Argumente und Behauptungen widerlegt werden können». Der Nationalrat debattierte 1985 mehr als vierzehn Stunden über das Thema: «Unser Wald ist krank», erklärte Elisabeth Blunschy, CVP-Nationalrätin aus Schwyz, die als Kommissionssprecherin auftrat. «Die Tatsa-

chen sprechen für sich.» Eine Fraktion nach der anderen präsentierte ihre Lösungsvorschläge, und von der Zuschauertribüne erklang immer wieder Applaus, was eigentlich untersagt ist.

Am 26. April 1986 explodierte in Tschernobyl ein Atomreaktor. Tags darauf bestellten die Berner ihren Regierungsrat neu, und nur sieben Kandidaten, vier von der SVP und drei von der SP, erreichten dabei das absolute Mehr. Die Freisinnigen mussten in einen zweiten Wahlgang, und am 11. Mai passierte, was einige Wochen zuvor niemand für möglich gehalten hatte: Die Stimmbürger schickten zwei Grüne in die Regierung, darunter einen fast gänzlich unbekanntem Tierarzt, der zuvor überall erwähnt hatte, er sei politisch unerfahren und könnte das Amt überhaupt erst antreten, wenn ein Nachfolger in seine Praxis eingearbeitet sei. Erstmals gab es nun in einem Kanton eine rot-grüne Regierungsmehrheit. «Die SVP sprach von «grüner Versteppung», die FDP von «Leninismus-Stalinismus», und die Medien konstatierten das Ende des «Ancien Régime» im Staate Bern», wie sich Leni Robert, die damals ebenfalls gewählt wurde, viele Jahre später erinnerte.

Auf Kosten der Sozialdemokratie

Die Grünen, die einst erklärt hatten, das «herkömmliche Links-rechts-Schema überwinden» zu wollen, positionierten sich immer deutlicher im linken Spektrum, während sie auf der rechten Seite die Gründung der Auto-Partei provozierten. Die Bürgerlichen waren alarmiert. Adolf Ogi, der spätere SVP-Bundesrat, sagte im Frühling 1987, ein halbes Jahr vor den eidgenössischen Wahlen, zum *Blick*: «Die Rot-Grünen führen uns in die Steinzeit zurück!» Tatsächlich zählten die Grünen im Herbst zu den Wahlgewinnern, allerdings auf Kosten der Sozialdemokraten, was ihre Euphorie jedoch kaum dämpfte. «Als Hanspeter Thür Ende der achtziger Jahre in die Grüne-Fraktion kam, da haben wir oft kantonale Wahlergebnisse angeschaut und verglichen, wer jetzt wieder die Nase vorn hatte: die SVP oder wir Grünen», sagte Bernhard Pulver, später Regierungsrat von Bern, im Rückblick. «Damals war es in Reichweite, dass die Grünen mit der Zeit zur viertstärksten Partei aufrücken könnten.»

Es sollte anders kommen. Viele Grüne stellten sich 1992 gegen den EWR, und junge Linke, die meist europafreundlich gestimmt waren, zog es nun vermehrt zu den Sozialdemokraten, die unter Peter Bodenmann, dem neuen Präsidenten, einen EU-Beitritt forcierten. Eine Rezession hatte die Schweiz erfasst, und vom «Waldsterben» sprach kaum jemand mehr. «Die Grünen sind am Verwelken», schrieb der *Tages-Anzeiger*, und Ruedi Baumann, der von 1997 bis 2001 die Partei führte, sagte bei seinem Rücktritt als Präsident: «Es braucht nicht viel, und

wir stürzen ab.» Die Debatten über Globalisierung und Klimawandel bewirkten schliesslich aber eine «beispielhafte Revitalisierung» der Grünen, wie es in einem Buch über die Partei heisst. In den Nationalratswahlen von 2007 erzielten sie mit 9,6 Prozent ihr bislang bestes Ergebnis, obschon sich zuvor die Grünliberalen von ihnen abgespalten hatten. Die Grünen, von den meisten Melonen einst als bürgerlich geschmäht, waren vielen Gurken zu links geworden.

Verkehrsplaner bei der Swissair

Wer heute das Gründungspersonal der Partei betrachtet, ist manchmal erstaunt über die Biografien. Da gab es, um nur ein Beispiel zu nennen, Hans Beat Schaffner aus Fällanden bei Zürich. Er war der «hartnäckigste Organisator und Sammler von Grünen in der Deutschschweiz», wie es Laurent Rebeaud einmal formulierte, und arbeitete dreissig Jahre lang als Verkehrsplaner für die Swissair. Das ist inzwischen so undenkbar wie ein SVP-Mitglied in einer Fachstelle für gendergerechte Sprache oder ein Sozialdemokrat als Steuerberater eines internationalen Finanzkonzerns. Die Grünen waren gekommen, um zu bleiben – nur anders, als sie es ursprünglich geplant hatten. «Ich denke schon lange nicht mehr nach den immer noch gängigen Links-rechts-Schemen. Ich beantworte diese Frage auch den Journalisten nicht mehr, denn sie langweilt mich», sagte Verena Diener, die einst die Grünen präsidiert hatte, noch 2003. Ein Jahr später zählte sie zu den Gründungsmitgliedern der Grünliberalen.

Michael Hermann, der regelmässig das Abstimmungsverhalten von Parlamentariern untersucht, nannte Grüne und Sozialdemokraten einmal «politische Zwillinge», weil sie in fast allen Fragen übereinstimmen. Die beiden Parteien haben sich wechselseitig inspiriert: Die Sozialdemokraten sind ökologischer geworden und haben von den Grünen gewisse Ideen übernommen – die SP war zum Beispiel nicht immer so feministisch, wie sie sich heute präsentiert –, während die Grünen sich wirtschafts- und sozialpolitisch an den Sozialdemokraten orientierten. Erfolgreich waren sie immer dann, wenn es der Wirtschaft gutging: Aufstieg von 1983 bis 1991, dann Abstieg bis 1999, erneuter Aufstieg bis 2007, dann, nach der Finanzkrise, neuerlicher Abstieg bis 2015, obschon sich 2011 in Fukushima ein weiteres Atomreaktorunglück ereignete. Nun, in der Hochkonjunktur, haben die Grünen wieder Zulauf. Die Partei, die sich einst nicht um das Bruttosozialprodukt kümmern wollte, ist längst auf dessen Wachstum angewiesen, wenn sie ihre Ziele erreichen will.

ausforderungen im Zusammenhang mit der Energiestrategie 2050». Das Förderprogramm ist unterteilt in acht Forschungszentren. «Die Zentren beschäftigten Ende 2016 über 1100 Forschende», schreibt Innosuisse.

Beim EU-Forschungsprogramm «Horizon 2020», an dem sich die Schweiz mit 724 Millionen Franken beteiligt (Stand: Ende 2017), fliessen 35 Prozent des Gesamtbudgets in Projekte, die sich mit dem Klimawandel befassen. Zusätzlich führt der Schweizerische Nationalfonds (SNF) auf Geheiss des Bundesrates derzeit nicht weniger als drei Nationale Forschungsprogramme (NFP) über Öko-Themen gleichzeitig. Gesamtvolumen: 65 Millionen Franken. Das NFP Energiewende will mit 37 Millionen Franken «Lösungswege und -beiträge für eine nachhaltige Energiepolitik der Schweiz» aufzeigen. Das 8 Millionen Franken schwere NFP zur «Steuerung des Energieverbrauchs» verfolgt das Ziel, «auf übergeordneter Ebene wissenschaftliche Grundlagen sowie praxisorientierte Lösungsansätze für regulatorische Entscheidungen bereitzustellen und energiepolitische Weichenstellungen vorzubereiten». Und das Forschungsprogramm «Nachhaltige Wirtschaft» will mit 20 Millionen Franken unter anderem auf eine «Modernisierung der Gesellschaft» hinarbeiten.

Neben den Öko- und Klimaforschern profitiert von dem Geldsegen auch ein weiter Kreis von Beratungsfirmen und Kommunikationsagenturen. So begleitet Barbara Dubach, die frühere Verantwortliche für Corporate Social Responsibility bei Holcim und Gründerin des Beratungsunternehmens Engageability, das letztgenannte SNF-Programm als «Leiterin Wissens- und Technologietransfer».

Hauptempfänger der Gelder sind Universitäten und Tausende Forscher. An fast jeder Schweizer Uni gibt es ein Institut oder eine Abteilung, die sich mit dem Klimawandel befasst. An der Universität Bern ist dies das Oeschger-Zentrum für Klimaforschung von Professor Thomas Stocker, an der ETH Zürich das Institut für Atmosphäre und Klima (u.a. Professor Reto Knutti), an der Uni St. Gallen (HSG) das Institut für Wirtschaft und Ökologie von Professor Rolf Wüstenhagen und an der Universität Basel das Competence Center for Research in Energy, Society and Transition. Auch die Uni Luzern will nicht abseitsstehen. Sie widmet ihre diesjährige Summer University der Frage: «Wer ist für die Unterbindung und für die Prävention des Klimawandels verantwortlich?»

Man darf davon ausgehen, dass ein Grossteil der Hochschulmittel von der öffentlichen Hand stammt. Die Klimaforschung ist in der Schweiz hervorragend dotiert. Die Einrichtung von Professor Wüstenhagen an der HSG bringt es auf 21 Mitarbeiter, will sich aber zu ihren Finanzen nicht äussern. Und das erwähnte ETH-Institut weist auf seiner Internetseite sogar eine Belegschaft von 175 Perso-

nen aus. Auf Anfrage schreibt die ETH, das Budget 2018 des Instituts für Atmosphäre und Klima betrage 8 Millionen Franken. Dies umfasse «Löhne und Sachmittelausgaben», nicht aber «Drittmittel» wie etwa Gelder des Nationalfonds und aus «Horizon 2020».

Grosse finanzielle Interessen bündeln sich auch beim Bundesamt für Umwelt (Bafu) und beim Bundesamt für Energie (BfE). Bafu-Direktor Marc Chardonnens gebietet über ein gigantisches Jahresbudget von 2,2 Milliarden Franken (gegenüber 710 Millionen Franken zehn Jahre zuvor). Mit 495 Vollzeitstellen und einem Eigenaufwand von 194 Millionen sowie Aufwendungen für Beratung und externe Dienstleistungen in Höhe von 77 Millionen Franken ist das Bafu eine der voluminösesten Verwaltungseinheiten. Das BfE ist mit 221 Vollzeitstellen etwa halb so gross. Es gab im Jahr 2018 insgesamt 1,4 Milliarden Franken aus (gegenüber 112 Millionen Franken im Jahr 2008).

Zulieferer der Bundesämter

Einen Teil ihrer Gelder vergeben Bafu und BfE für Forschungsarbeiten und andere Dienstleistungen. Das Bundesamt für Energie subventioniert die Firma Climeworks – ein ETH-Spin-off, das CO₂ aus der Luft filtern will – Zahlen sind nicht zu erfahren. Und das Bafu überweist derzeit rund 500 000 Franken an die Firma South Pole Group für weltweite Projekte zur CO₂-Kompensation. Die Geschäftsidee der South Pole Group entstand ursprünglich ebenfalls als ETH-Spin-off. Heute beschäftigt Mitgründer und CEO Renat Heuberger weltweit über 300 Personen. Sein Unternehmen ist auf Finanzdienstleistungen mit Bezug zum Klimawandel spezialisiert.

Der Ausschreibungsdatenbank des Bundes ist weiter zu entnehmen, dass das Bundesamt für Umwelt kürzlich einer Zwei-Mann-GmbH in Bern, die von einem ehemaligen Website-Redaktor des Bafu geleitet wird, einen Auftrag im Maximalvolumen von 427 112 Franken vergeben hat zur «Begleitung der internationalen Verhandlungen im Bereich MRV (Measurement, Reporting, Verification)». Der Zuschlag wurde ohne Ausschreibung getätigt, das heisst freihändig. Begründung: «Für die benötigten Leistungen ist der Anbieter unaustauschbar.» Als Zulieferer der Bundesämter taucht immer wieder der Name Infrac auf. Dahinter verbirgt sich ein Forschungsunternehmen mit gegen hundert Mitarbeitern, dessen Spezialisierung auf «nachhaltige Entwicklung» lautet. Infrac erhielt für die Begleitforschung im Rahmen des erwähnten Programms von Innosuisse über 400 000 Franken. Sogar bis zu einer Million Franken gab es für eine Software-Entwicklung im Dunstkreis des energetischen Gebäudeprogramms des Bundesamts für Bauten und Logistik. Ohne den Klimawandel wäre ein prächtig spriessender Wirtschaftszweig plötzlich arm dran.

Tibet

Autonomie und Wohlstand

Von Geng Wenbing — In den vergangenen sechzig Jahren hat Tibet einen gewaltigen Wandel erlebt. Die von China durchgeführte Reform hat die Leibeigenschaft beseitigt und den Weg in den Wohlstand ermöglicht.

Im Südwesten Chinas befindet sich ein Hochplateau, das sich auf einer durchschnittlichen Höhe von 4800 Metern über eine Fläche von 1,2 Millionen Quadratkilometern erstreckt und etwa drei Millionen Einwohner hat. In diesem Gebiet gibt es mehr als fünfzig Berge mit einer Gipfelhöhe von über 7000 Metern, elf ragen sogar über 8000 Meter hinaus. Daher wird dieses Hochland oft als «Dach der Welt» oder «Dritter Pol der Welt» bezeichnet. Das ist Tibet, das von der Aussenwelt als geheimnisvoll wahrgenommene, schneebedeckte Hochplateau.

Vor 1959 herrschte in Tibet ein feudales Leibeigenschaftssystem, das eine Mischung aus Theokratie und Aristokratie darstellte. Die Leibeigenen und Sklaven, die mehr als 95 Prozent der tibetischen Bevölkerung ausmachten, besaßen weder Grundstücke noch persönliche Freiheiten. Sie litten Not und Mangel an unentbehrlichen Nahrungsmitteln und an Kleidung. Sie lebten im Elend, während die Oberschicht – Beamte, Adlige und hochrangige Mönche –, die 5 Prozent der Bevölkerung ausmachten, den grössten Teil der Produktionsmittel für sich beanspruchte.

Bezüglich Finsternis und Grausamkeit stand die aristokratisch-theokratische Herrschaft in Tibet den Verhältnissen im mittelalterlichen Europa in nichts nach. Bestritten wurde der Lebensunterhalt zu jener Zeit hauptsächlich durch Landwirtschaft und Tierzucht, und im Verkehrswesen war man auf Lasttiere angewiesen. Der Aufbau von Infrastruktur, etwa der Strassenbau, blieb aufgrund der rauen klimatischen und schwierigen landschaftlichen Bedingungen immer rückständig. Dies wiederum schränkte die Entwicklung der lokalen Wirtschaft massiv ein, so dass Tibet vor den fünfziger Jahren einen der niedrigsten Lebensstandards der Welt aufwies.

Im Jahr 1959 führte die Zentralregierung Chinas in Tibet die demokratische Reform ein und schaffte das feudale Leibeigenschaftssystem vollständig ab. Damit wurde ein neues Kapitel in der Geschichte des Landes aufgeschlagen. Zwischen 1959 und 2019, also innerhalb von sechzig Jahren, erlebte Tibet einen gewaltigen Wandel. Vor allem das Jahr 1965 brachte eine Zäsur, indem das System der regional-

ethnischen Autonomie eingeführt wurde, so dass die Tibeter endlich die echten Herrscher ihres Landes sein durften. Seitdem regeln sie selbständig ihr Leben in Bezug auf lokale und ethnische Angelegenheiten. Unter der speziellen Fürsorge der Zentralregierung und mit der Unterstützung des ganzen Landes arbeitet das tibetische Volk derart hart und fleissig, dass sich die Wirtschaft rasant entwickelt.

Infolgedessen verbessert sich die Versorgung der Gesellschaft ständig, das Wohlstandsniveau der Bevölkerung steigt kontinuierlich. So ist das Bruttoinlandprodukt (BIP) Tibets in den vergangenen sechzig Jahren um mehr als das Tausendfache gestiegen. Im Jahr 2018 lag das regionale BIP bei über 140 Milliarden RMB-Yuan (umgerechnet etwa 21 Milliarden US-Dollar), was im Vergleich zum Vorjahr einer Zunahme von etwa 10 Prozent entspricht. Die Zuwachsrate des allgemeinen Einkommens steht landesweit an der Spitze: Das verfügbare Pro-Kopf-Einkommen der ländlichen Bevölkerung stieg um etwa 13 Prozent, dasjenige der Stadtbewohner um mehr als 10 Prozent. In den städtischen Gebieten wurden 54 000 neue Arbeitsplätze geschaffen, und die Arbeitslosenquote liegt jetzt bei 4,6 Prozent. Zudem ist das Sozialversicherungssystem im Laufe der Zeit immer umfassender geworden.

Diese ganze Entwicklung fand vor dem Hintergrund eines zügigen Bevölkerungswachstums statt. In den vergangenen sechzig Jahren ist die Einwohnerzahl in Tibet von einer Million in den fünfziger Jahren auf 3,3 Millionen Personen angewachsen. Die Tibeter machen immer noch einen Anteil von 90 Prozent der Bevölkerung aus, die demografische Struktur hat sich also in dieser Zeit nicht wesentlich verändert. Die durchschnittliche Lebenserwartung hingegen schon, diese stieg von 35,5 auf 68 Jahre. Und dank eines umfassenden Bildungssystems konnte die Analphabetenquote bei Jugendlichen und Erwachsenen fast auf null reduziert werden. Heute dauert die Grundausbildung fünfzehn Jahre, sie beginnt bei der vorschulischen Bildung und reicht bis zum Gymnasium. Dabei werden die Kosten für das Essen, die Unterkunft und die Schulbeiträge vom Staat übernommen.



«Dritter Pol der Welt»: Larung-Tal auf dem

Daneben ist auch das neue Modell der ländlich-kooperativen medizinischen Versorgung fast flächendeckend im ganzen Land eingerichtet worden, auch registrierte Mönche und Nonnen sind heute krankenversichert. Die Ausstattung mit Infrastruktur für Transport, Stromversorgung und Kommunikation erreicht Tag für Tag ein höheres Niveau.

Parallel dazu steht die traditionelle Kultur des tibetischen Volkes unter speziellem Schutz, und die Bewohner geniessen die Religionsfreiheit in vollem Umfang. In den letzten Jahrzehnten haben die Zentralregierung und die lokalen Behörden rund 33 Millionen US-Dollar in den Schutz des immateriellen Kulturerbes Tibets investiert. Heutzutage gibt es insgesamt mehr als 1700 Stätten für religiöse Aktivitäten, etwa 46 000 Menschen



tibetischen Hochplateau.

leben als registrierte Mönche und Nonnen. Jedes Jahr organisieren Geistliche und Laien religiöse sowie traditionelle Feierlichkeiten wie das Saskatchewan-Festival, und mehr als eine Million Laiengeschwister pilgern nach Lhasa, um Buddha und die Heiligen zu verehren. Ebenfalls werden die tibetische Schrift sowie der traditionelle Lebensstil geschützt und fortgeführt. Das (Er-)Lernen, die Verwendung und die ständige Entwicklung der tibetischen Sprache stehen unter gesetzlichem Schutz, und das Tibetische als Schrift einer Minderheitssprache wird international anerkannt und standardisiert.

Im Alltagsleben behält das Volk seine einzigartige Nahrungsauswahl und seine Essgewohnheiten bei, wobei Yakbutter, Tee,

Momos/Shemos sowie Rind- und Lammfleisch als «die vier Schätze der tibetischen Küche» bekannt sind. Des Weiteren sind Chhaang, eine Art alkoholhaltiges Getränk aus Gerste, und vielfältige Milchprodukte beliebte Speisen bei den einheimischen Einwohnern. Mit dem aufblühenden Tourismus werden solche traditionellen Lebensmittel zu Souvenirs verarbeitet, die dann landesweit kommerzialisiert werden und bei Menschen aller Regionen grossen Anklang finden.

Persönlich habe ich Tibet auf einer Reise erlebt, und ich empfinde grosse Sympathie für dieses Gebiet. Im Jahr 2017 lud ich Herrn Johannes Matyassy, den damals amtierenden Botschafter und Abteilungschef des schweizerischen Aussendepartements (Abteilung Asien/Pazifik), zu einer Expedition nach

Tibet ein. Es war eine unvergessliche und wunderbare Reise. Wir konnten die prächtige und spektakuläre Landschaft Tibets mit eigenen Augen bewundern und persönlich erleben, wie es um die Modernisierung sowie um die Integration verschiedener Völker steht. All das liess uns das wegen der Höhenlage entstandene körperliche Unbehagen vergessen. Wir haben zahlreiche Tempel besichtigt und dadurch den tibetischen Buddhismus besser kennengelernt. Auf grossen Strassen und in kleinen Gassen sahen wir, wie sich Mönche, Laien und Touristen nebeneinander durchschlängelten, wie auf einem Gemälde. Was für eine herrliche und florierende Szenerie.

Die Beurteilung ihrer Lebenssituation und Lebensqualität obliegt allein den Tibetern. Diejenigen Menschen, welche die grausame Ausbeutung durch das Leibeigenschaftssystem noch persönlich erlebt haben, schätzen sich glücklich, dass sie sich dieses Wohls erfreuen können. Neulich bin ich von der Geschichte eines alten Mannes namens Dunjiu aus Shannan (Lhokha), einem Bezirk im Süden Tibets, tief berührt worden. Seit 1971 hat der alte Herr zu jedem wichtigen Fest wie dem Nationalfeiertag oder dem tibetischen Neujahr eine neue handgenähte Nationalflagge ans Dach seiner Wohnung gehängt. Bereits mehr als hundert Exemplare hat er bisher angefertigt. In Tibet leben Zigtausende Menschen wie der alte Dunjiu, deren Liebe zum Vaterland tief verwurzelt und unerschütterlich ist.

Dieser Artikel ist dem sechzigsten Jahrestag der demokratischen Reform in Tibet sowie der Befreiung von Millionen von tibetischen Leibeigenen gewidmet. Der Vergangenheit zu gedenken, dient einer besser bedachten Vorgehensweise in der Zukunft. Unter dem Schutz des Vaterlandes wird sich Tibet schneller und besser entwickeln. Wir werden sehen, dass die auf dem schneebedeckten Plateau verbreiteten Fingersträucher (auf Tibetisch *Gaisang Médog*) überall in China prächtig gedeihen werden.



Botschafter Geng Wenbing ist seit Februar 2016 Vertreter der Volksrepublik China in der Schweiz.

Der sichere Weg nach unten

Von Christoph Mörgeli

Die Universität Zürich liegt im internationalen Vergleich auf Platz 90 der Hochschulen. In der obersten Liga spielt hingegen noch immer die ETH Zürich mit Rang 11. Doch auch die ETH tut alles, um nach unten abzusacken. Zum Beispiel indem eine fordernde Professorin von ihren zartbesaiteten Doktoranden rausgemobbt wird. Oder indem die ETH mit Weltnummer 11 einen Professor beruft, der die Universitäten von Genf (Nummer 135), Wien (Nummer 143) und die FU Berlin (Nummer 104) absolviert hat.

Ein solches Beispiel ist der Vorsteher des Departements Architektur, Philip Ursprung. Der oberste Hüter über die Architekturausbildung an der ETH hat in seinem Leben noch nie ein Haus entworfen. Geschweige denn eines gebaut. Denn Philip Ursprung hat Kunstgeschichte, Geschichte und Deutsch studiert. Er bekannte sich öffentlich zur Zersiedelungsinitiative, die den künftigen Schweizer Architekten die berufliche Zukunft genommen hätte. Hauptsache, der geisteswissenschaftliche Pseudoarchitekt hat seine Staatsstelle mit einer Viertelmillion Steuergeld.

Nachdem Professoren seines Departements der sexuellen Belästigung von Studentinnen beschuldigt worden waren, schwurbelte Ursprung in der NZZ von einer «emanzipatorischen Bewegung» gegen «Machtstrukturen und Autoritäten». Man wolle jetzt «Verhaltensregeln» einführen: etwa die, «dass Studierende sagen können, wenn ihnen eine Kritik zu persönlich ist». Auch veranstaltete man eine «internationale Tagung zum Thema Architektur und Gender». Ursprung sagte auch: «Das Persönliche und das Politische kann man nicht trennen.» Tatsächlich mischte sich der Gegner aller Machtstrukturen lustvoll in eine Politintrige von links, die 2013 den damaligen Zürcher Universitätsrektor aus dem Amt fegte.

«Die Schweiz ist eine patriarchale Gesellschaft mit autoritären Strukturen. Und die Hochschulen sind Teil davon.» So dozierte Ursprung weiter. Die «emanzipatorische Dynamik» sei nötig, «gerade in einem Land wie der Schweiz, wo wir ja keine 68er Bewegung, keine Hochschulrevolution hatten». Wie bitte? Allein die Tatsache, dass heutzutage solch philosophierende linke Gspürschmi-Professoren an der ETH Architektur lehren, belegt: Die Hochschulrevolution und die 68er Bewegung existieren so real wie die klägliche Rhetorik ihres Vertreters Philip Ursprung.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

KKS müsste nach Christchurch

Von Peter Bodenmann — Die Präsidentin von Neuseeland zeigte nach dem Massaker Empathie und setzt ein neues Waffenrecht durch.



Keller-Sutter müsste im Kampf gegen Schweizer Waffennarren Verletzte des Massakers in Spitälern besuchen.

Eine neue Flüchtlingswelle ist nicht in Sicht. Die Schweizerinnen und Schweizer haben eine Heidenangst vor einem Rahmenabkommen-Chaos. Der Brexit-SVP fehlen die grossen Themen. Abstrakte Themen wie fremde Richter, Schiedsgerichte und Verteidigung der Souveränität interessieren zu wenige. Die Stimmcouverts vieler SVP-Wählerinnen und -Wähler wandern deshalb ungeöffnet ins Altpapier. In Appenzell ist die Hälfte der Sitze weg. In Zürich ein Viertel der Wählerschaft. Massive Verluste in Baselland und Luzern.

Die Schweizer Schützenvereine leiden unter Mitgliederschwund. Im beginnenden Zeitalter vollautomatisierter Roboter-Waffen vergeht vielen die Lust, zu selten ins Schwarze zu treffen. Der Kampf gegen das neue Waffengesetz kommt nicht so recht in Gang, weil das neue Gesetz – trotz Schengen – leider noch zu viele Schlupflöcher für halbautomatischen Waffen offen lässt. Wird die neue Bundesrätin Karin Keller-Sutter die Abstimmung im Schlafwagen gewinnen? Einiges spricht dafür. Aber sie könnte – wenn die St. Gallerin denn wollte – weit mehr unternehmen.

Neuseeland ist für viele Schweizer ein Sehnsuchtsland. Weil auf der anderen Seite der Erdkugel die Landschaften fast noch schöner sind als in der Schweiz. Und weil die Bäuerinnen und Bauern ohne Subventionen ökonomisch und ökologisch höchst erfolgreich wirtschaften.

In Neuseeland richtete ein rechtsextremer Australier mit halbautomatischen Waffen ein Blutbad an. Fünfzig Muslime starben im Kugelregen. Die Ministerpräsidentin ging offen auf die Familien und Freunde der Toten und Verletzten zu. Innert weniger Tage legte die Regierung ein Gesetz vor, um den Verkauf von halbautomatischen Waffen zu unterbinden.

Schweizer Justizministerinnen und Justizminister sind chronisch unterausgelastet. Karin Keller-Sutter müsste sich mit einem Tross von Medienschaffenden und ein paar Offizieren in einen Flieger setzen, um kurzfristig Neuseeland einen Besuch abzustatten.

Über Nacht würde auf allen Kanälen und in allen Medien die Frage gestellt, ob das neue Schweizer Waffenrecht nicht noch viel weiter hätte gehen müssen? Und ob nicht bei uns früher oder später ein rechtsextremer Schläfer in der Logik des Norwegers Breivik ein Blutbad anrichten wird? Dies nachdem die SVP mit ihrer Ruag-Cyberstrategie krachend gescheitert ist.

Politik bedeutet Festnageln des Gegners in dessen Verteidigungsdrittel. Nichts würde den lieben SVP-Frauen und -Manneli mehr auf das Gemüt und den Magen schlagen, als wenn Karin Keller-Sutter in Neuseelands Spitälern schwerverletzte Opfer besuchen würde. Mit Kopftuch.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die zwei Leugner

Von Kurt W. Zimmermann — Nur zwei Dinge darf man aus Sicht der Medien nicht leugnen: Gaskammern und Treibhausgase.

Zum ersten Mal in einem hiesigen Blatt las man den Ausdruck im Februar 2007. Der Ausdruck hiess «Klimaleugner».

Der Umweltjournalist Dirk Maxeiner beschrieb damals in der *Weltwoche* den bisher unbekannteren Ausdruck. Wissenschaftler, die beim Thema der Erderwärmung nicht gleich in Alarm ausbrächen, würden nun als «Klimaleugner» bezeichnet.

Seitdem hat der Ausdruck eine phänomenale Karriere gemacht. Es wimmelt inzwischen in den Medien nur so von Klimaleugnern. Es sind die Übeltäter, die selbst bei schmelzenden Gletschern nicht in Panik verfallen, obschon das von der Kinderkohorte um Greta Thunberg und der Journalistenkohorte gemeinsam gefordert wird.

Nun, auch der Medienhype ums Klima wird wieder verschwinden, wie jeder Hype zuvor. Medienhypes halten nie lange, weil sie Heissluftballone sind. Je erhitzter die Luft, welche die Redaktionen hochblasen, umso schneller platzt dann die dünne Hülle. Dieser Zyklus des Verglühens zeigt sich bei jedem Medienhype – von Vogelgrippe über Wikileaks bis Fukushima.

Kurzzeitige Hypes sind die Klimatologie der Medienindustrie. Journalismus basiert auf dem Prinzip der permanenten publizistischen Erderwärmung.

Bemerkenswert an der Klimadebatte ist allerdings, wie stark sich die Journalisten nun von Journalisten zu Aktivisten wandeln. Ähnliches konnte man bisher nur bei der Flüchtlingskrise von 2015 beobachten, als Journalisten ebenfalls nicht mehr analysierten sondern sich solidarisierten. Auch dieser Hype verglühte wie alle seine Vorgänger rasant.

Wir erleben nun etwas Vergleichbares. Wieder geben viele Medien die nüchterne Distanz auf und wandeln sich in eine Art Klima-Detektive.

«Gibts Klimaleugner in der FDP?», fragt dann bang der *Blick*. Die *NZZ am Sonntag* erkennt in bester Verschwörungsmanier sogar «weltweit» ein «Netz der Klimaleugner». Die *Wochezeitung* wiederum erkürt den SVP-Nationalrat Claudio Zanetti zum «lautesten Klimaleugner».

Der «Klimaleugner», das macht ihn speziell, ist erst der zweite «Leugner», den es in der Mediengeschichte gibt. Vor ihm gab es nur den «Holocaust-Leugner».

Der Ausdruck des Holocaust-Leugnens kam in den achtziger Jahren auf, und dieser war bis vor kurzem der einzige Leugner, der regel-



Üble Tat: SVP-Nationalrat Zanetti.

mässig und in hoher Zahl durch die Medien geisterte. Wenn man die Mediendatenbanken durchsieht, gab es über die Jahrzehnte nur wunderselten einen anderen Leugner, der es in die Zeitungsspalten schaffte, etwa ein einsamer «Aids-Leugner» oder ein vereinzelter «Genozid-Leugner». Das grosse Leugnen war auf die Gaskammern der Nazis reduziert.

In der Gegenwart hat der Klimaleugner nun den Holocaust-Leugner journalistisch überholt. Die Verneinung der offiziellen Theorie des Klimawandels ist zur übleren Tat geworden als die Verneinung der offiziellen Geschichtsschreibung der Nazizeit.

Wahrscheinlich liegen die Medien damit nicht falsch, wie zwei Beispiele zeigen: Bei den Nationalratswahlen von 1999 gab es eine beispiellose Kampagne gegen die SVP, weil Christoph Blocher ein Buch des Holocaust-Leugnens Jürgen Graf gelobt hatte. Die ganze Partei wurde von den Medien nun als Leugner der Nazi-Schrecken attackiert. Bei der Wahl, kurz darauf, legte die SVP dann um fast acht Prozent zu und wurde erstmals stärkste Partei.

Diesmal ist es umgekehrt. Vor den Wahlen in Zürich und Luzern sah sich die SVP wieder in eine Ecke gedrängt, nunmehr in die Ecke der Klimaleugner. Diesmal verlor die Partei gewaltig an Stimmen.

Der Klimaleugner hat den Holocaust-Leugner als ärgsten Leugner abgelöst.

Besser als Obama

Von Henryk M. Broder — Neulich am Brandenburger Tor.

Wer derzeit eine Reise in die Bundesrepublik plant, sollte vor allem eine Regel beachten: Kein abfälliges Wort über Greta, keine kritische Bemerkung über das schwedische Mädchen, das derzeit Deutschland rockt, wie es einst die schwedische Sängerin und Schauspielerin Zarah Leander – «Ich weiss, es wird einmal ein Wunder geschehen...» – getan hat. Sollte die Rede auf den Klimawandel oder gar die Klimakatastrophe kommen, empfiehlt es sich, ruhig zu bleiben und zu bemerken: «Wenn ich Greta richtig verstanden habe...» Ganz egal, was Greta gesagt oder nicht gesagt hat.



Greta ist innerhalb weniger Wochen zu einem Idol aufgestiegen, nicht nur für die Schülerinnen und Schüler der «Fridays for Future»-Bewegung, sondern auch für die Kohorte der sogenannten Erwachsenen, die Gretas «Mut», und ihre «Entschlossenheit» preisen, die Welt zu retten, sofern es dafür noch nicht zu spät ist. Das nur 1,5 Meter grosse Kind mit dem traurigen Gesicht, in dem sich die Leiden aller bedrohten Arten, von der Fledermaus bis zum Wal, spiegeln, fasziniert die Menschen, als wäre es eine Wiedergängerin der Therese Neumann von Konnersreuth, deren Stigmata «immer freitags bluteten, wenn sie das Leiden Christi schaute» (Ökumenisches Heiligenlexikon), und die 35 Jahre lang «nach dem Zeugnis vieler Menschen ausser der Eucharistie keine Nahrung zu sich genommen» hat.

Tatsächlich gleicht jeder Auftritt von Greta einem perfekt organisierten Feldgottesdienst, Massenhysterie inbegriffen. In Berlin durfte sie vor dem Brandenburger Tor sprechen, eine Ehre, die nicht einmal Barack Obama zuteilwurde. Ihre Ansprache dauerte knapp zwei Minuten und wurde bejubelt, als hätte Greta soeben den Dreissigjährigen Krieg für beendet erklärt.

Dabei kommt es nicht darauf an, was sie sagt. Es ist eh immer das Gleiche. Sie könnte ebenso gut aus dem Telefonbuch von Trollhättan vorlesen. Es ist das, was sie verkörpert – die kindliche Unschuld, gepaart mit der Radikalität einer gereiften Nonne. Niemand will wissen, ob sie schon einen Freund hat oder mal mit Justin Bieber ausgehen möchte. Die Vorsehung hat sie dazu bestimmt, die Welt zu retten. Ein ferngesteuertes Kind, dem man die Kindheit geraubt hat. Altklug und infantil zugleich und nur echt mit den zwei langen Zöpfen.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als ÖV-Pendler dem Kontrolleur das Billett erst nach drei Minuten vorweisen, weil der Zug ebenfalls mit drei Minuten Verspätung abgefahren ist?

Walter Dällenbach, Aigle

Haben Sie wirklich ein Billett? Immerhin wohnen Sie in der Genferseeregion, obwohl Ihr Name deutschschweizerischer nicht klingen könnte, und Sie wissen sicher, was man über Deutschschweizer sagt, die mit dem Zug in die Romandie reisen und den Genfersee erblicken: dass sie sofort das Retourbillett zerreißen. Schauen Sie besser aus dem Fenster statt auf die Uhr und erfreuen sich des Lebens. Und wenn der Kontrolleur kommt, zeigen Sie schnell ihr Billett – oder zahlen gutgelaunt die Busse fürs Schwarzfahren. Erik Ebnetter

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Endlich kommt etwas Gegensteuer in den milliardenverschlingenden Klimawahn.» Karl Bischofberger

Gesucht: Sündenböcke

Nr. 13 – «Grüne Wolke sieben»;
Beat Gygi über grüne Klimapolitik

Nach den Wahlen in Zürich wird von nichts anderem mehr geredet und geschrieben als von der Klimakatastrophe. Greta Thunberg wird für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen, was nach der Verleihung eines solchen an Arafat und an Obama niemanden überraschen sollte. Kinder werden manipuliert von Erwachsenen, die selber Ignoranten sind und vermutlich nicht wissen, wie sich die Temperatur in den letzten dreissig Jahren geändert hat und wodurch der atmosphärische Treibhauseffekt entsteht. Dieser beruht nämlich darauf, dass das Kohlendioxid der Troposphäre die 15-Mikrometer-Infrarot-Abstrahlung der Erdoberfläche absorbiert und in Wärme umwandelt. Obschon die Luft nur 0,04 Prozent Kohlendioxid enthält, hat man festgestellt, dass in diesem Wellenbereich durch das Kohlendioxid die gesamte Abstrahlung der Troposphäre absorbiert wird. Eine Erhöhung des CO₂-Gehalts der Luft hat deshalb keinen oder zumindest keinen nennenswerten Einfluss auf die globale Temperatur. Ich kaufe mir also kein Elektroauto und fahre mit einem Benziner, ohne dabei ein schlechtes Gewissen zu haben. Carl Flesch, Basel

Endlich kommt etwas Gegensteuer in den milliardenverschlingenden Klimawahn. Erdbeben, Vulkanausbrüche, Inselgeburten, Tsunamis, Wirbelstürme, Eiszeiten, Wärmeperioden et cetera hat es schon vor Millionen von Jahren gegeben, und es wird sie auch weiterhin geben, egal, was wir tun und wie viel Geld wir ausgeben. Unsere Lehrbeauftragten täten gut daran, ihren noch unerfahrenen Schülern und Studenten die Entwicklungsphasen unseres Universums und unseres Planeten wahrheitsgetreu näherzubringen. Sie blieben dann vor wirkungslosen Proteststreiks verschont und könnten gleichzeitig ein Zeichen gegen die milliarden schwere Klimaindustrie setzen.

Karl Bischofberger, Küsnacht

Zurzeit laufen weltweit ungefähr 400 AKW. Im Bau sind 64, geplant sind 164 und in Vorplanung 308. Bis 2030 sind 107 Abschaltungen geplant. Einzig in Europa denkt man, sich von der Kernkraft verabschieden zu müssen!

Herbert Stalder, Oberbüren

Sind sich diejenigen, die wegen der Klimaveränderung durch die Strassen ziehen, bewusst, dass sie letztlich gegen sich selber demonstrieren? Verlangen sie wirklich von der Politik und



Grünes Monster: *Weltwoche*-Titelbild.

vom Staat ihre Bevormundung? Der Forschungsdrang des Menschen und die daraus resultierende Technik und Industrie haben uns viel Erleichterung und Luxus beschert. Soziale Kämpfe und Revolutionen haben es ermöglicht, dass heute in den hochzivilisierten Weltregionen praktisch alle am materiellen Wohlstand teilhaben können. Damit einher gehen natürlich die Umweltbelastung und der Rohstoffverbrauch. Wenn der Mensch in Not gerät und keinen Ausweg sieht, verhält er sich seit Urzeiten gleich: Er sucht Schuldige oder Sündenböcke. Allen Lehrern, die ihre Schüler darin unterstützen, auf den Strassen gegen die Klimaveränderung zu marschieren, sei geraten, mit ihren Klassen die Ausstellung «Sündenböcke» im Landesmuseum in Zürich zu besuchen. Alois Haslimann, Zürich

Wo sind die Verbrechenden?

Nr. 13 – «Nicht einmal das Weib ist weiblich»;
Rico Bandle über Wolf Schneider

Kürzlich kam ein Bericht über den Ausbau der Schöllenen Schlucht heraus. Dort ist jetzt der motorisierte Verkehr vom Verkehr der «Velo-fahrenden» und der «Wandernden» getrennt. Es ist erfreulich, wie sich das Partizip Präsenz in unserer Sprache breitmacht. Manchmal vermisse ich aber doch die konsequente Anwendung. So habe ich zum Beispiel noch nie von den Verbrechenden, den Vergewaltigenden oder den Rasenden gelesen. Hier hört man von den Gleichstellungsbeamten gar nichts. Gewiss-

se Funktionen überlässt man offenbar ganz gern der männlichen Seite.

Peter Michel, Sisikon

Mängel bei der Weltbank

Nr. 13 – «Transparent»; Gegenrede von Weltbank-Vizepräsident Akihiko Nishio

Die Entgegnung der Weltbank auf meinen Artikel in der *Weltwoche* Nr. 11/19 stammt von Vizepräsident Akihiko Nishio, der meines Wissens noch nie in Afrika gearbeitet hat. Seine Antwort geht nicht auf die wesentlichen Kritikpunkte in meinem Artikel zur Arbeit der Weltbank ein, die lauteten: Bei der Internationalen Entwicklungsorganisation IDA herrscht ein hoher Druck zur Kreditvergabe und zu anschliessenden Auszahlungen, was die Qualität der Arbeit beeinträchtigt. Als Gutachter habe ich den Druck zum Schönfärben von Projekt-Evaluierungen persönlich erfahren und nun darüber berichtet. Viele Empfängerländer weisen einen hohen Korruptionsindex auf, aber zinslose Darlehen werden nicht an die Bedingung geknüpft, dass die Korruption verringert wird. Empfängerländer haben oft schwache Anreiz- und Rechtssysteme, welche die Entwicklung der Volkswirtschaften behindern. Für die Durchführung von Projekten gibt es nur beschränkte Aufnahmekapazitäten, eine Aufstockung der IDA-Gelder ist deshalb unnötig.

Ernst Lutz, ehemaliger Weltbank-Mitarbeiter

Herrlich bissig

Nr. 12 – «Perfidus Albion»; Kolumne von Henryk M. Broders

Als leidenschaftliche und unbelehrbare Anglophile habe ich Henryk M. Broders herrlich bissigen Kommentar über die Deutschen mit grossem Vergnügen gelesen. Endlich einmal nicht das mainstreamige Briten-Bashing unserer EU-hörigen Politiker und all derer, die schon immer gegen das perfide Albion gestänkert haben! Immer wieder erfreut mich der wohlthuend politisch nicht korrekte und sehr informative, faktenreiche Inhalt der *Weltwoche*, so dass ich mich trotz des (für mich als Nichtschweizerin und Rentnerin) teuren Abos für eine Fortsetzung desselben entschieden habe. Das jedes Mal ungetrübte Lesevergnügen ist mir den Preis wert.

Ute Vogt, Schossin (D)

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.

Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen.

Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

In meinem Umfeld sind erstaunlich viele Leute Mitglied einer Sterbehilfeorganisation. Niemand möchte mehr leiden vor dem Tod. Das finde ich verständlich, trotzdem ist mir die Vorstellung unheimlich, selber über den Todeszeitpunkt zu bestimmen und dann Gift zu schlucken. Was meinen Sie dazu? *Monika G., Biel*

Von alters her beschäftigen sich die Menschen mit den Fragen des Übergangs vom Leben zum Tod. Es ist heute unbestreitbar: Der Schutz des menschlichen Lebens zählt zu den vornehmsten und primären Aufgaben des Staates. Darum schützt die schweizerische Bundesverfassung das Recht auf Leben. Daraus folgt ein absolutes Tötungsverbot, was auch im Strafgesetzbuch seinen Niederschlag findet. Die Bundesverfassung garantiert aber auch das Recht auf persönliche Freiheit. Daraus folgt eben auch, dass der Mensch das Recht hat, unter Umständen sogar den Freitod zu wählen.

Im Gegensatz zu den umliegenden Ländern lässt das Schweizerische Strafgesetzbuch sogar die Beihilfe zum Suizid in sehr

beschränkter Masse zu, und zwar nur dann, wenn dieser ohne selbstsüchtige Beweggründe erfolgt und Sterbewillige ihren Willen frei bilden und danach handeln.

Aber man darf nicht übersehen, dass mit der unter Umständen erlaubten Suizidbeihilfe zweifellos Missbrauchsgefahren verbunden sind. Um diese zu unterbinden, sind Kantone und Gemeinden dazu verpflichtet, dass nach jeder Selbsttötung die Strafverfolgungsbehörden die Todesursache sorgfältig und umfassend abklären, da eine strafbare Handlung von Dritten nie ausgeschlossen werden kann. Dazu gehört unter anderem der Augenschein vor Ort, die Einvernahmen und die Untersuchung der Leiche durch einen sachverständigen Arzt. Das alles ist für das Umfeld des Verstorbenen unangenehm. Doch es muss sein, wenn man das Tötungsverbot ernst nimmt. Aber ich frage mich, ob diese vorgeschriebenen Kontrollen durch die Strafverfolgungsbehörden auch wirklich durchgeführt werden. In vielen Kantonen scheint sich bei den vorgeschriebenen Kontrollen eine large Praxis zu etablieren.

Darum ist es gut, wenn Ihnen die Sache «unheimlich» erscheint. Man muss gegenüber der Sterbehilfe skeptisch sein, denn das Töten muss grundsätzlich verboten bleiben. Die Angst, das Tötungsverbot zu verletzen, muss unausweichlich sein, damit man mit Ehrfurcht an dieses heikle Thema herangeht.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Unveröffentlichte Fragen bleiben unbeantwortet.

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

AHV-Steuvorlage: Das sagen die Kontrahenten

ab Montag, 8. April, täglich auf 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 15. April
täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:
www.fokus-kmu.tv

Dressur der Journalisten

Die Zensur-Attacke des Walliser Staatsrats Christophe Darbellay (CVP) gegen die *Weltwoche* ist kein Einzelfall. Statt sich der öffentlichen Debatte zu stellen, gängeln Exekutivpolitiker vor allem in der Westschweiz die Presse zusehends mit juristischen Mitteln. *Von Alex Baur*

Die superprovisorische Verfügung der Zürcher Ersatzrichterin Seraina Fürst traf am 27. März nach der Mittagspause auf der Redaktion ein, zuerst per Fax und hernach per Kurier, ohne Vorankündigung. Die Ersatzrichterin untersagte der *Weltwoche* «mit sofortiger Wirkung und unter Androhung von Bestrafung [...], über die Beziehung des Gesuchstellers zu seinem ausserehelichen Sohn und/oder dessen Mutter zu berichten, soweit dies [redacted], [redacted] und [redacted] Fragen und [redacted] betrifft». Es ging um den Walliser Staatsrat Christophe Darbellay (CVP).

Wäre der richterliche Zensurbefehl ein paar Stunden früher eingetroffen, hätten die Druckmaschinen gestoppt werden müssen, hätten die Abonnenten am Donnerstag wohl keine *Weltwoche* in ihrem Briefkasten vorgefunden. In einem aufwendigen Prozess hätte geklärt werden müssen, wer diesen Schaden bezahlt. Auf Darbellays dringlichen Antrag hin hatte Richterin Fürst den vorsorglichen Maulkorb verfügt, ohne die *Weltwoche* auch nur anzuhören. Die Frage der Haftung kann indes offenbleiben: Die *Weltwoche* befand sich zum Zeitpunkt, als die Verfügung auf der Redaktion eintraf, bereits auf der Post. Die Auslieferung konnte nicht mehr gestoppt werden.

Kioske in Sitten leergekauft

Das Resultat hat eine groteske Note: Während auf der Online-Version der *Weltwoche* alles, was irgendwie vom vorsorglichen Verbot erfasst sein könnte, pflichtgemäss eingeschwärzt wurde (Titelseite inklusive), kamen die Leser der gedruckten Auflage in den Genuss der unzensierten Berichterstattung. Anhänger von Christophe Darbellay sollen gemäss dem *Walliser Boten* zwar in Sitten ganze Stapel von *Weltwoche*-Exemplaren aufgekauft haben. Doch die Aktion mutet etwa so an, als wollte man mit



Kontrolle: Darbellay im *Sonntagsblick*, 2016.

dem Finger die Sonne verdecken. Was nun? Die einen Juristen sind der Meinung, dass man nicht einmal über die vorsorgliche Zensur berichten dürfe. Andere weisen darauf hin, dass es ja Christophe Darbellay selber war, der seine aussereheliche Vaterschaft im Herbst 2016 während eines Wahlkampfes via *Sonntagsblick* publik gemacht hatte, verbunden mit dem Versprechen, für das Kind zu sorgen. Wie soll man die Berichterstattung über etwas verbieten, was der Betroffene selber öffentlich angekündigt hat?

Doch genau diese Rechtsunsicherheit ist das Ziel der Übung. Das Problem liegt nicht im Recht an sich. Die Aussicht auf ein jahrelanges ruinöses Verfahren ist die Drohkulisse, mit der Journalisten gebändigt und gegängelt werden. Wer brav schreibt, was man von ihm erwartet, wird dagegen belohnt. Wie diese Dressur mit Zuckerbrot und Peitsche funktioniert, zeigt der Fall um den ehemaligen CVP-Präsidenten und heutigen Staatsrat Christophe Darbellay in geradezu exemplarischer Weise.

Der erklärte Familienpolitiker Darbellay hatte dem *Sonntagsblick* seinerzeit die Bedingungen für sein Coming-out als zerknirschter Fremdgänger in einer schriftlichen Vereinbarung diktiert. Jedes Statement, welches das Boulevardblatt in der Ausgabe vom 11. September 2016 über seine extramatrimonialen Umtriebe und deren Folgen abdruckte, war zuvor

durch die gestrenge Zensur von Darbellays Anwalt Andreas Meili gegangen. Die *Blick*-Gruppe verpflichtete sich sogar, nur ein einziges Mal über die Affäre zu berichten und eigenständige Recherchen zu unterlassen.

Es ist der feuchte Traum eines jeden Politikers im Wahlkampf: Darbellay bestimmte, wo, wann, wie viel und was über ihn berichtet wurde – und was nicht. Sein Kalkül ging auf. Die Walliser verziehen dem reumütigen Sünder und wählten ihn komfortabel in die Regierung. Allerdings galt sein Deal nur für die *Blick*-Gruppe. Wie die *Weltwoche* fanden auch andere Redaktionen, dass Wahlversprechen eines Politikers zu überprüfen sind, auch wenn sie sein Privatleben betreffen. Dies, zumal Darbellay sein Eigenheim schon früher sperrangelweit geöffnet hatte, um via *Schweizer Illustrierte* der Nation einen intimen Einblick in sein Familienleben zu gewähren.

Die ominösen Tatsachen und Behauptungen, über die nach Meinung von Ersatzrichterin Fürst vorläufig nicht berichtet werden darf, zirkulieren bereits seit geraumer Zeit unter Westschweizer Journalisten. Im Zentrum stehen amtliche Unterlagen aus [redacted], die dort notabene öffentlich zugänglich sind und die zumindest ein paar unbequeme Fragen an die Adresse des passionierten Familienpolitikers Christophe Darbellay aufwerfen. Doch dieser mag nicht öffentlich Stellung nehmen. Wenn immer sich ein Journalist bei ihm meldete, verhinderte der Staatsrat die Berichterstattung, sei es über eine direkte Intervention beim Chefredaktor oder mit der Drohkulisse des juristischen Ungemachs.

Das Wochenmagazin *L'illustré* hatte die «Affaire Darbellay» am 18. März als Frontaufmacher mit vier Seiten Hintergrundbericht bereits fixfertig gelayoutet. Zwei Stunden bevor die Druckmaschinen angeworfen wurden, gelang es Darbellay, die Publikation zu ver-



Familienpolitik: Darbellay in Olten, 2014.

hindern. Gestoppt wurden auch geplante Berichte in der *Tribune de Genève* und beim öffentlichen Rundfunk RTS. Wie RTS-Journalist Raphaël Leroy auf Anfrage bestätigte, stellte ihm der Staatsrat – «ganz ruhig, aber bestimmt» – juristische Vergeltung in Aussicht, wenn er die Akten aus [REDACTED] auch nur erwähnen würde. RTS übergab das Dossier darauf den Hausanwälten nochmals zur Überprüfung. Diese erübrigt sich nun, nachdem die *Weltwoche* die Geschichte letzte Woche gebracht hat.

Mutwillig provozierte Dringlichkeit

Die *Weltwoche* bat Christophe Darbellay am Abend des 24. März (Sonntag) per Mail um eine Stellungnahme zum Dossier aus [REDACTED]. Um sicherzustellen, dass die Mail angekommen war, doppelte der Schreibende am folgenden Morgen (Montag) mehrmals per SMS und Whatsapp nach. Darbellay reagierte erst gegen Abend («Es tut mir leid, ich war den ganzen Tag an Sitzungen besetzt») und bat um erneute Zustellung der Fragen. Zwei Stunden später kündigte sein Anwalt Andreas Meili eine

chen liess, bevor er heimlich ans Gericht gelangte, war kein Versehen. Er provozierte damit eine Dringlichkeit, die es dem Gericht verunmöglichte, die *Weltwoche* vor dem Zensurerlass anzuhören. Dass die Ersatzrichterin – mutmasslich in Unkenntnis der Produktionsabläufe bei der *Weltwoche* – die Publikation vorsichtshalber mal stoppen würde, überrascht nicht. Doch mehr brauchte Darbellay nicht. Wenn ein Dossier einmal in den trägen Mühlen der Justiz ruht, ist es, journalistisch gesehen, so gut wie tot. Und selbst wenn die provisorische Zensurmassnahme innert nützlicher Frist aufgehoben worden wäre, hätte Darbellay damit Zeit gewonnen, um über ein gefälliges Medium nach seiner Wahl selber an die Öffentlichkeit zu treten und die *Weltwoche* auf diese Weise kaltzustellen.

Der Poker zwischen Anwälten und Redaktionen um die publizistische Hoheit ist nichts Neues. Viele Journalisten konfrontieren die Zielpersonen heikler Recherchen nur pro forma und unmittelbar vor Redaktionsschluss, so dass diese nicht mehr reagieren können. Die superprovisorische Massnahme, welche po-

genommen. Erst letzte Woche liess die Waadtländer Staatsrätin Jacqueline de Quattro (FDP) ein kritisches Buch von Fabien Dunand (ehemaliger Chef von *24 heures*), das bereits an die Buchhandlungen ausgeliefert war, präventiv verbieten. Zur Begründung wurde

Darbellay bestimmte, wo, wann, wie viel und was über ihn berichtet wurde – und was nicht.

unter anderem angeführt, dass das Bild der Politikerin gegen ihren Willen verwendet werde; die Darstellung könnte zum falschen Eindruck führen, sie hätte das Buch selber verfasst.

Schosszündchen statt Wachhunde

Hängig sind sodann zwei verschiedene juristische Klagen der FDP-Staatsräte Pascal Broulis (VD) und Pierre Maudet (GE) gegen Philippe Reichen, den Westschweiz-Korrespondenten des *Tages-Anzeigers*. Beide Staatsräte gerieten – unabhängig voneinander – wegen fragwürdiger Gefälligkeiten und Steuermanöver in die Schlagzeilen. Während Journalist Reichen mit seinen Enthüllungen im Fall Broulis selber eine federführende Rolle spielte und damit den Zorn des Waadtländer Politikers auf sich zog, schrieb er im Fall Maudet vor allem über die mannigfachen Druckversuche des angezählten Genfer Politikers gegenüber der Redaktion von RTS. Im Fall Maudet geht es zwar bloss um eine Gegendarstellung, doch auch solche Prozesse können sehr teuer werden.

Vor diesem Hintergrund erstaunt es kaum, dass sich keine Redaktion in der Westschweiz getraute, die Wahlversprechen von Staatsrat Christophe Darbellay aufs Tapet zu bringen und an der Realität zu messen. Ob die Vorwürfe an die Adresse des Familienpolitikers berechtigt sind oder nicht, spielt dabei nur noch eine untergeordnete Rolle. Auf den in den letzten Jahren ohnehin arg geschrumpften Redaktionen fehlt es an Mumm und Mitteln, um den Polit-Advokaten die Stirn zu bieten.

Darbellays Anwalt Andreas Meili lernte sein juristisches Handwerk beim *Tages-Anzeiger*, Broulis' Rechtsvertreter Alexandre Curchod bei der Journalistengewerkschaft Impresum. Beide kämpften sie einst für die freie Presse und gegen politisch-juristische Maulkörbe, bevor sie die Front wechselten. Mit Idealismus lässt sich dieser Gesinnungswandel kaum erklären, es liegt wohl am Geld. Während Verlage immer weniger bereit sind, die schwindenden Mittel in juristische Abwehrgefechte zu investieren, wittern finanziell gutgepolsterte Exekutivpolitiker Morgenluft. Allein die Androhung eines langwierigen und teuren Gerichtsverfahrens lässt die vermeintlichen Wachhunde der Demokratie zahm werden wie dressierte Schosszündchen. ○



Intimer Einblick: Darbellay in der *Schweizer Illustrierten*, 2013.

Stellungnahme bis Dienstagmittag an. Doch statt der erhofften Klärung traf wenige Stunden vor Redaktionsschluss (Dienstagabend) lediglich die Aufforderung von Meili ein, jede Berichterstattung zu unterlassen. Dass er am Mittwochmorgen zu Ersatzrichterin Fürst rennen würde, um den Druck eines Artikels zu stoppen, dessen Inhalt er gar nicht kannte, erwähnte der Advokat nicht. Darbellays Anwalt hatte sich mit seinem bauernschlaun Timing allerdings verspekuliert, sein Coup wurde zum Rohrkrepieler. Dass Rechtsanwalt Meili zwei Tage ungenutzt verstre-

tenzielle Medienopfer schützen soll, bevor der Schaden angerichtet ist, wird so unterlaufen. Wie der aktuelle Fall zeigt, kann die richterliche Notbremse aber auch von Leuten taktisch eingesetzt werden, die sich anders wehren könnten und für die sie kaum geschaffen wurde. Dass Politiker kritische Medien mit juristischen Mitteln zum Schweigen bringen, statt sich der öffentlichen Debatte zu stellen, war in der Schweiz bislang zumindest ungewohnt.

In der Romandie hat die Klagefreude von Exekutivpolitikern gegenüber unbequemen Journalisten schon fast epidemische Züge an-



Hüst und hott: SP-Präsident Levrat.

Wer hat das Sagen bei der SP?

Bei der EU-Politik sind die Sozialdemokraten ohne Steuermann unterwegs. Das beweist auch ein Papier, das von Parteichef Christian Levrat als Antwort auf den vorliegenden Rahmenvertrag gedacht ist. *Von Hubert Mooser*

Es ist 16 Uhr, als der Vordenker der Sozialdemokraten am vergangenen Freitag im Zimmer 2 des Bundeshauses die neusten Erkenntnisse seiner Partei zum Rahmenvertrag präsentiert – mit hochrotem Kopf, als wäre er davor zu lange an der Sonne gesessen. Zuerst entschuldigt er sich, dass man diesen Medientermin am späten Freitagnachmittag angesetzt habe. Es sei wegen der Sitzung der Geschäftsleitung zum Rahmenvertrag nicht anders gegangen. Dann serviert er die Fakten. Aber es ist kein Heuler, den Christian Levrat da aufischt.

Die SP strebe weiterhin ein Rahmenabkommen mit der EU an, lässt er wissen. Aber eben: Der vorliegende Vertragsentwurf sei «keine ausreichende Grundlage für eine seriöse Stellungnahme für oder gegen das Abkommen». Solange so viele Fragen offen seien, könne das institutionelle Abkommen (InstA) nicht unterzeichnet werden. Exakt 65 Fragen sind für die SP-Geschäftsleitung ungeklärt – Fragen zu

weiteren Verschärfungen beim Lohnschutz und bei den Kontrollen auf Baustellen. Wegen der strikten EU-Beihilferegeln, die mit dem InstA wohl zur Anwendung kämen, sorgen sich die Genossen auch um die Finanzierung von Kinderkrippen, öffentlichem Verkehr und Alternativenergien durch den Staat. Es gibt auch Fragen zu Kreuzkonzessionen bei den Verhandlungen mit der EU. So wollen die Genossen wissen, ob man zum Beispiel für ein Entgegenkommen bei der Unionsbürgerrichtlinie ein Entgegenkommen beim Lohnschutz erreichen könne.

Achillesferse der SP

Mit diesem Fragenkatalog hat das Drama um den Rahmenvertrag in der zur Selbstzerfleischung neigenden Partei einen vorläufigen Höhepunkt gefunden. Es sind jetzt alle irgendwie zufrieden. Die Vertreter des Gewerkschaftsflügels wie der Berner Nationalrat Cor-

rado Pardini: «Mit den offenen Fragen zeigen wir auf, dass Bundesrat Ignazio Cassis und sein Chefunterhändler Roberto Balzaretto bei den Verhandlungen komplett versagt haben», sagt der Berner. Balzaretto müsse abgelöst, Cassis beim Dossier Rahmenvertrag von Karin Keller-Sutter oder Guy Parmelin eng begleitet werden. Die EU-Turbos um Vizepräsident Daniel Jositsch und Fraktionschef Roger Nordmann sind ebenfalls zufrieden, weil Levrat eingangs explizit erwähnt hat, dass die SP ein Rahmenabkommen wünscht.

Die Frage ist nur, ob die streiterprobten Sozialdemokraten beim Rahmenvertrag jetzt die Kurve gekriegt haben, wie die NZZ kommentierte und wie das EU-Freund Martin Naef auch gerne bejaht, wenn man ihn danach fragt. Der Rahmenvertrag, so viel steht fest, bleibt weiterhin die Achillesferse der Schweizer Sozialdemokraten. Das Schwächeln des Mannes an der Spitze der SP, also Christian Levrats, führte in den letz-

ten Monaten dazu, dass der schwelende Konflikt um den Kurs in der EU-Politik in der Öffentlichkeit ausgetragen wurde. Welche Strömung sich innerhalb der Partei beim Rahmenvertrag durchsetzen wird, bleibt unklar. Aber Levrat hat mit dem Fragenkatalog zum Rahmenvertrag etwas Ruhe in die eigenen Reihen bringen können und die Erosion seiner Autorität in der EU-Frage ein Stück weit stoppen können, wie ein SP-Vertreter die momentane Situation beschreibt.

Denn im Kampf für oder gegen den Rahmenvertrag sah es in den vergangenen Monaten so aus, als hätten Widerständler wie Ständerat Paul Rechsteiner und Nationalrat Corrado Pardini sowie die Befürworter um SP-Vizepräsident Jositsch, Fraktionschef Nordmann und Nationalrat Eric Nussbaumer ihrem Parteipräsidenten Levrat das Heft aus der Hand genommen. Das Hüst und Hott der Genossen beim Rahmenvertrag als Folge parteiinterner Streitereien geht aber inzwischen vielen auf die Nerven und ist schlecht für das erklärte Wahlziel Levrats: die rechte Mehrheit im Parlament zu brechen. Eine rechte Mehrheit, die eigentlich nur in der Theorie so existiert, wie es Levrat darstellt.

Die Verunsicherung in der SP-Basis ist, was den Rahmenvertrag betrifft, nach wie vor gross. Dies hat auch der Aargauer Nationalrat Cédric Wermuth in seinem Kanton festgestellt: «Es sind weniger Detailfragen, welche die Leute beschäftigen, als die grundsätzliche Frage, ob das Rahmenabkommen gut oder schlecht ist», sagt er. Es gebe viele Gewerbetreibende im Aargau, die mit der harten Konkurrenz aus dem süddeutschen Raum konfrontiert seien. Diese Leute reagierten besonders sensibel auf Lohnschutzfragen. Kein Wunder, finden laut einer GfS-Umfrage nur zwanzig Prozent der SP-Wähler, man solle das InstA sofort unterschreiben.

Verstärktes Gezänk

Den grossen internen Streit um die EU-Politik der SP trat im Januar 2018 der Chefökonom des Gewerkschaftsbundes, Daniel Lampart, los: «Aus unserer Sicht ist das Rahmenabkommen nichts, was die Schweiz haben müsste», gab er damals in einem Interview mit dem *Sonntagsblick* zu verstehen. Das parteiinterne Gezänk hat sich verstärkt, seit der Vertrag im Entwurf vorliegt. Für die Gewerkschaften ist er wegen der Ungewissheiten beim Lohnschutz eine Totgeburt. Der sogenannte Reformflügel mit Jositsch und Nordmann will ihn dagegen ohne Wenn und Aber unterschreiben. Wer bei der SP in dieser Frage das Sagen hat, stellte der neue Präsident des Gewerkschaftsbundes, Pierre-Yves Maillard, gegenüber der *Weltwoche* unmissverständlich klar: Die SP könne es sich nicht leisten, wegen des Rahmenvertrags den Gewerkschaftsflügel zu verlieren, warnte er.

Damit war die Machtfrage aber noch nicht entschieden. Denn immer dann, wenn ein Teil der Genossen mit dem Kurs der Partei unzu-



Kontra: Rechsteiner.



Pro: Jositsch.

frieden ist, lancieren die Unterlegenen über eine IT-Plattform eine Basisbewegung, mit der sie sich wieder ins Spiel zu bringen versuchen. Diesmal war es die Plattform «Liens Europe»,

Die Verunsicherung in der SP-Basis ist, was den Rahmenvertrag betrifft, nach wie vor gross.

die sich für ein verlässliches und enges Verhältnis zwischen der Schweiz und der EU einsetzt. Als Erstunterzeichner figurierten die üblichen Verdächtigen: SP-Vizepräsident Jositsch natürlich, der Baselbieter Ständerat Claude Janiak sowie die Nationalräte Fabian Molina, Eric Nussbaumer, Martin Naef und die Zürcher Nationalrätin Priska Seiler Graf.

Anfang März sah es tatsächlich so aus, als bekämen die EU-Turbos in der SP wieder Aufwind. Die frühere SP-Nationalrätin Chantal Galladé hatte in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* verkündet, dass sie wegen der EU-Politik ihrer Partei zu den Grünliberalen wechsele. Galladés Austritt gab viel zu reden und setzte die Gewerkschafter parteiintern unter Druck, weil man wegen deren Widerstand beim Rahmenvertrag und dem damit verbundenen Parteiwechsels von Galladé einen Rückschlag bei den Zürcher Parlamentswahlen befürchtete. Doch die SP schnitt im Kanton Zürich besser ab als erwartet und verlor bloss einen Sitz im Kantonsparlament. Auch sonst läuft es der SP derzeit elektoral trotz kurvenreichem Kurs und internen Querelen wegen des Rahmenvertrags gut. Die Partei konnte bei den Wahlen am Wochenende in Luzern und Baselland Sitzgewinne verbuchen. Das liege wohl am Zeitgeist, meint ein SP-Vertreter: «Der Trend ist grün, und die SP profitiert davon, weil sie hier, anders als zum Beispiel die FDP, dem aktuellen Mainstream entspricht.»

Und so wurstelt sich SP-Chef Levrat weiter durch die EU-Politik – und hofft, dass wenigstens bis zu den Parlamentswahlen im Herbst keine Querschüsse aus den eigenen Reihen zum Rahmenabkommen die Partei aus dem Gleichgewicht bringen. ○

Lernen durch Erleben
TCS Training & Events





Benzin im Blut?

**CHF
40.- TCS
Mitglieder-
rabatt**

Gib mal richtig Gas. Auf der einzigen Rundstrecke der Schweiz.

Nichts wie los auf die Rennstrecke. Lerne von unseren Profis. Die Motorrad Sportfahrtrainings auf der einzigen Rundstrecke der Schweiz im Zentrum Lignières lassen keine Fahrerwünsche offen.

Kosten:
TCS-Mitglieder: CHF 370.-
Nicht-Mitglieder: CHF 410.-
Verpflegung inklusive

Informationen und Anmeldung:
training-events.ch
info.training-events@tcs.ch
Tel. 058 827 15 00

Rechtsbrüche eines Regierungsrats

Der Zürcher Gesundheitsdirektor Thomas Heiniger (FDP) hat sich nachweislich mehrfach über das Recht hinweggesetzt. Steht der Magistrat über den Gesetzen? Eine Sonderkommission des Kantonsrats ermittelt. *Von Christoph Mörgeli*

In aller Heimlichkeit hat sich unlängst eine Sonderkommission aus Mitgliedern der Geschäftsprüfungskommission und der Aufsichtskommission Bildung und Gesundheit konstituiert. Die Zürcher Parlamentarier untersuchen das Verhalten der Gesundheitsdirektion, speziell von Regierungsrat Thomas Heiniger, im Zusammenhang mit der Vergabe eines Leistungsauftrags ans Universitätsspital. Grundlage bildet die Prüfung des Falles samt Empfehlungen durch den damaligen kantonalen Ombudsmann, Thomas Faesi.

Die Vorgeschichte lautet so: 2012 schrieb die Zürcher Gesundheitsdirektion die Leistungsaufträge an die öffentlichen und privaten Spitäler aus. Die sich bewerbenden Spitäler müssen Gewähr bieten, dass sie die medizinische Kompetenz für die jeweiligen Leistungen mitbringen und genügend Fallzahlen vorweisen können. Die Krankheiten werden gemäss Krankenversicherungsgesetz in Leistungsgruppen unterteilt; so auch die sogenannte BEW9, die Tumoren am Bewegungsapparat betrifft.

Diesen Leistungsauftrag erhielt die durch einen Verein geführte Universitätsklinik Balgrist. Als Bewerber trat auch das Universitätsspital Zürich (USZ) auf, das aber nicht berücksichtigt wurde. Denn das USZ verfügt weder über genügend Fallzahlen noch über die notwendige ärztliche Kompetenz. So weit schien alles geregelt.

«Dazu brauche ich noch Argumente»

Doch 2016 kam es zur Entlassung von B. F., ausserordentlicher Professor für orthopädische Forschung, der am Balgrist auch klinisch-operativ tätig gewesen war. Weil er sich aber den Morgenrapporten, vor allem aber der Qualitätskontrolle seiner chirurgischen Arbeit entziehen wollte, kam es zu Differenzen mit Klinikdirektor Christian Gerber. Auch ergab eine Administrativuntersuchung der Universität Zürich bei F. gravierendes Fehlverhalten im Bereich von Forschung und Lehre. Der Balgrist-Vorstand entliess F. einstimmig per Ende 2016, die Universität Zürich tat dasselbe per Ende Mai 2017.

Nun witterte das Universitätsspital die Chance, den Leistungsauftrag für Knochenkrebs doch noch zu ergattern. Vertreter des USZ wurden bei der Gesundheitsdirektion vorstellig und erklärten sich bereit, mit Professor F. zusammenzuarbeiten. In einer Mail schrieb ein Mitarbeiter der Gesundheitsdirektion am 18. Juli 2016 einem von der



Nachgeschobene Begründungen: Regierungsrat Thomas Heiniger.

Gesundheitsdirektion geheim gehaltenen externen Adressaten: «Wir planen eine rasche Massnahme. Dazu brauche ich noch Argumente und gerne auch Ihre Meinung.» Die Verwaltung hatte also bereits entschieden – und suchte noch nach Gründen dafür.

Am 20. Juli 2016 teilte die Gesundheitsdirektion der Balgrist-Leitung mit, die medizinische Versorgung der Knochentumoren sei laut Zuweisern nach dem Abgang von Professor F. nicht mehr sichergestellt. Man liess aber im Dunkeln, dass ein weiterer Auftrag ans Universitätsspital gehen sollte und dass angeblich eine Intervention des USZ-«Tumorboard» vorlag. Klinikdirektor Gerber unterbrach seine Ferien und beteuerte in einem ausführlichen Antwortschreiben, die Versorgung sei in mindestens derselben Qualität wie bisher garantiert. Seinem Schreiben legte er alle Ausbildungszeugnisse des Nachfolgers von B. F. sowie Referenzschreiben renommierter Chirurgen bei. Diesen Brief Gerbers vom 25. Juli 2016 hat die Gesundheitsdirektion bis heute keiner Antwort gewürdigt. Anfang August erklärte das Universitätsspital sein Interesse am Leistungsauftrag für Knochentumoren und gab an, diese Operationen würden unter Leitung des dafür nicht qualifizierten Chefs der Klinik für Plastische Chirurgie und Handchirurgie durchgeführt.

In hohem Mass rufschädigend

Am 24. August 2016 beschloss der Regierungsrat, den Leistungsauftrag für Tumoren am Bewegungsapparat auf das USZ zu erweitern. Zu keinem Zeitpunkt hat die Gesundheitsdirektion unter Thomas Heiniger untersucht, warum Professor F. sowohl vom Balgrist wie von der Universität entlassen worden war. Diese Unterlassung verstösst gegen das öffentliche Interesse des Gesundheitsschutzes. Auch hatte die Gesundheitsdirektion diesen Beschluss eingeleitet, bevor überhaupt die Stellungnahme der Universitätsklinik Balgrist eintraf. Die Abklärungen beim Balgrist bezüglich der angeblich mangelnden Qualität der Leistungen im Bereich des Knochenkrebses erfolgten nur noch pro forma – eine Verletzung des Anspruchs auf rechtliches Gehör und ein Handeln wider Treu und Glauben.

Der Gesamtregierungsrat bekam höchstwahrscheinlich nicht zu wissen, dass das Universitätsspital bei der Leistungsvergabe «Tumoren am Bewegungsapparat» einen Rechtsbruch beging, insofern beim USZ weder das ärztliche Fachpersonal vorhanden war noch die notwendigen Fallzahlen vorlagen. Dass Professor F. – mit dem das USZ gemäss Gesundheitsdirektion einen Mandatsvertrag schliessen sollte – als einziger vorgesehener Arzt einem Operationsverbot unterlag, hatte Heiniger seinen Regierungsratskollegen höchstwahrscheinlich ebenfalls unterschlagen. Es handelt sich bei dieser mutmasslich vorsätzlichen Unterlassung Heinigers nicht nur um ein Problem der Patientensicherheit, son-

dern darüber hinaus auch um einen staatsbürgerlichen Skandal. Die Begründung des Regierungsratsbeschlusses, nach dem das USZ «per sofort» auch Fälle von Knochentumoren übernehme und die Universitätsklinik Balgrist schon früher mit dem USZ habe kooperieren «müssen», war für den Balgrist in hohem Mass rufschädigend und obendrein falsch. Denn diese Klinik war nie auf das USZ angewiesen gewesen, sondern konnte in Einzelfällen zusätzlich notwendige Spezialisten jederzeit von anderen Spitälern beiziehen.

Nachdem die Gesundheitsdirektion auf die falsche Begründung im Regierungsratsbeschluss angesprochen worden war, schob sie verschiedene neue Begründungen nach. Diesen war einzig gemeinsam, dass sie ebenfalls falsch waren. Auch dadurch verhielt sie sich wider Treu und Glauben und verletzte das Willkürverbot. Gegenüber der Universitätsklinik Balgrist behauptete die Direktion, nach dem Abgang von Professor F. sei die erforderliche Qualität am Balgrist nicht mehr gegeben beziehungsweise eine unklare, «labile» Versorgungssituation eingetreten – was mutmasslich eine rufschädigende, ja persönlichkeitsverletzende Behauptung gegenüber Klinikdirektor Gerber und dessen Spezialisten darstellt.

Wenn dem so gewesen wäre, hätte die Gesundheitsdirektion dem Balgrist die Behandlungskompetenz sofort entziehen müssen. Später wiederum behauptete die Gesundheitsdirektion, bei seltenen und komplexen Operationen würden immer zwei Leistungserbringer beauftragt. Auch diese nachgeschobene Begründung – eine glatte Falschaussage, denn bei kleinen Fallzahlen werden durchaus Kliniken exklusiv beauftragt – musste auf kritisches Nachfragen des Ombudsmanns von der Gesundheitsdirektion zurückgenommen werden.

Tatsächlich bestand im Bereich «Tumoren am Bewegungsapparat» keinerlei Grund, die Spitalliste ausserhalb der Spitalplanung zu verändern. Wollten Regierungsrat Heiniger und seine Verwaltung Professor F. eine Beschäftigung am USZ ermöglichen? Wollte Heiniger das Universitätsspital begünstigen? Oder dem Balgrist schaden? Zumal Heiniger damals als Präsident der konkurrierenden Schulthess-Klinik im Gespräch war? Auf diese Fragen wollte Regierungsrat Heiniger nicht Stellung nehmen.

Aufgrund der Hinweise aus der Universitätsklinik Balgrist prüfte der Zürcher Ombudsmann Thomas Faesi das Verhalten der Gesundheitsdirektion. Doch diese machte auf Obstruktion und gab die Akten weder mengenmässig noch qualitativ genügend heraus; damit unterlief sie ihre Auskunftspflicht. Dies bedeutet eine Verletzung des Verwaltungsrechtspflegegesetzes, das zur Auskunft und Vorlage der Akten verpflichtet. Auch waren die Akten teilweise geschwärzt, so dass der Ombudsmann gar nicht alle Vorgänge nachvoll-

ziehen konnte. Auf kritische Fragen wurde schlicht die Antwort verweigert. Dies alles geschah mutmasslich in der Absicht, die von Thomas Heiniger zu verantwortenden Vorgänge zu vertuschen.

Verstoss gegen das Willkürverbot

Der Befund des Ombudsmanns wiegt schwer: Weil die Gesundheitsdirektion die Spitalliste zur Verwirklichung von Interessen verwendete, die dieses Rechtsinstitut nicht schützt, hat Heinigers Verwaltung das Rechtsmissbrauchsverbot verletzt. Das Amt hat seine Abklärungen über die Qualität der Leistungen im Bereich der Tumoren am Bewegungsapparat nur noch pro forma getätigt, die Argumente der Klinik Balgrist unbeachtet gelassen und sich ohne Abklärungen auf die Behauptungen von zwei angeblichen Zuweisern und eines USZ-Vertreters abgestützt. Dies bezeichnete der Ombudsmann als «groben Fehler», als Verstoss gegen das Willkürverbot und als Ermessensmissbrauch, demnach als vielfache Rechtsverletzungen.

Entgegen dem Willkürverbot liess die Gesundheitsdirektion auch ausser Acht, dass Professor F. gar nicht berechtigt war, eine klinische Tätigkeit am Universitätsspital auszuüben. Die Gesundheitsdirektion hat F. also bei seinem Vertragsbruch unterstützt. Heiniger und seine Beamten haben nicht untersucht, ob der Direktor für Plastische Chirurgie und Handchirurgie, der das «Lead» über die Tumoren am Bewegungsapparat erhielt, fachlich dazu überhaupt befähigt war. Die Direktion hat ohne jede Überprüfung den Aussagen des USZ geglaubt, obwohl dieses nicht einmal behauptete, über einen entsprechend ausgebildeten Chirurgen zu verfügen – ein eklatanter Verstoss gegen das öffentliche Interesse des Gesundheitsschutzes.

Ombudsmann Thomas Faesi empfahl der Gesundheitsdirektion, rechtliche Institutionen wie die Spitalliste nie mehr zweckwidrig zur Sicherstellung der Weiterbeschäftigung von Ärzten zu nutzen. Heiniger habe kein Recht, auf diese Weise auf die Anstellung von ärztlichem Fachpersonal einzuwirken. Seine Gesundheitsdirektion weist alle Vorwürfe «vollumfänglich» als «parteiisch und falsch» zurück.

Gilt das Recht auch für Regierungsräte, oder dürfen sie sich ungestraft über das Recht stellen? Darf ein Regierungsrat seine Kollegen vorsätzlich unvollständig informieren? Die untersuchende kantonsrätliche Kommission unter dem Präsidium von Daniel Hodel (GLP) muss jetzt diesen Fragen nachgehen und aufräumen. Dasselbe gilt für den Nachfolger oder die Nachfolgerin des zurücktretenden Thomas Heiniger in Bezug auf dessen Angestellten, die diese gesammelten Fehlleistungen mitverantworten haben. Thomas Heinigers Amtsantritt als Präsident des Schweizerischen Roten Kreuzes steht unter keinem guten Stern. ○



Mehr Platz.

Klasse statt Masse

Die Klimajugend will Flugreisen und anderen Konsum verteuern. Leute mit kleinem Portemonnaie werden sich vieles nicht mehr leisten können. Wir steuern auf eine neue Klassengesellschaft zu. *Von Katharina Fontana*

Schüler in aller Welt streiken, und ihre Proteste werden wohl noch eine Weile anhalten. Denn so rasch, wie sie dies verlangen, wird die Politik ihre Klimaforderungen wohl nicht erfüllen, selbst wenn unzählige Parteien nun plötzlich ihre grüne Seite entdecken. Auch in der Schweiz folgen zahlreiche Jugendliche der jungen Klima-Ikone Greta Thunberg und verlangen nicht nur den Kampf gegen die Erderwärmung, sondern einen eigentlichen Systemwandel. «System change, not climate change» lautet der Slogan, mit anderen Worten: Es darf in unserer Gesellschaft nicht nur um Geld und Wachstum gehen, unser Leben muss sich radikal ändern, nur so ist die Welt zu retten. Das ist klassische Kapitalismus- und Konsumkritik, kombiniert mit Apokalyptik.

Einer der Hauptfeinde der Schweizer Klimaaktivisten ist der Flugverkehr, denn es wird geflogen wie noch nie. Die Flugtickets seien viel zu billig, man fliege viel zu oft, und überhaupt: Das Reisen per Flugzeug sei unethisch, da man durch sein Tun den Planeten zerstöre, kritisieren die Teenager. Und sie ziehen daraus folgende Schlüsse: Wer fliegt, soll sich erstens schämen (so müssen Jugendliche, die ihre Fotos vom hippen Wochenendtrip in eine europäische Metropole hochladen, neuerdings mit empörten Reaktionen seitens ihrer Schulkollegen rechnen). Und er soll zweitens viel, sehr viel Geld fürs Flugbillet hinblättern müssen. Denn will man erreichen, dass die Leute weniger fliegen, müssen die Tickets drastisch verteuert werden; wegen fünfzig Franken Zuschlag lässt man sich den Trip nach

Amsterdam oder Barcelona noch lange nicht entgehen.

Verzicht auf Luxus

Doch das Ganze ist nicht so einfach, wie es tönt. Massive Aufpreise seien sozial ungerecht, trumpft nämlich die Gegenseite auf. Denn wie stehe es mit der alleinerziehenden Verkäuferin? Habe nicht auch sie ein Recht darauf, sich mit ihren Kindern Strandferien auf Mallorca zu gönnen? Dürfe nicht auch der Schichtarbeiter in die grosse, weite Welt hinaus? Sollen nur die Gutbetuchten fliegen und die schönsten Gegenden sehen – jene, die ökologisch ohnehin schon auf zu grossem Fuss leben und die Erde allein mit ihrem Geländewagen masslos übernutzen? Solche Einwände sorgen bei den Schülern, die viel von Gleichheit und sozialer Gerechtigkeit halten (und zusammen mit der Familie häufig schon die halbe Welt bereist haben), regelmässig für betretene Gesichter. Denn man will ja nicht ausgerechnet die unteren Bevölkerungsschichten bestrafen und sie um ihre zwei Wochen Ferienglück bringen.

Einen Ausweg aus diesem Dilemma zwischen Klimaschutz und sozialer Ungleichheit zu finden, ist nicht einfach. In der wohlhabenden Schweiz sind es der allgemeine Konsum, die Mobilität, die Ernährung und das Wohnen, die hauptsächlich zur Umweltbelastung beitragen (international gesehen, spielt das zwar so gut wie keine Rolle, doch egal). Will man das Klima schützen, indem man diese Bereiche verteuert, sind Leute mit kleinem Portemonnaie überproportional stark betroffen.

Natürlich könnte man auch zu Zwangsmassnahmen greifen, das Fliegen generell untersagen, Autofahren nur unter strengen Auflagen bewilligen oder nur noch umweltbewusst produzierte Lebensmittel zulassen – Öko-Egalitarismus statt individueller Lebensgestaltung. Doch der Sozialismus ist hierzulande noch nicht so weit gediehen, dass solche Ideen ernsthaft erwogen würden. Und zudem muss die Schweizer Politik ja auch die Bevölkerung von ihrer Klimapolitik überzeugen und darf nicht allzu radikale Vorschläge unterbreiten. Man sollte sich vom Bild der streikenden Gymnasiasten nämlich nicht täuschen lassen: Lange nicht alle Leute fühlen sich dazu berufen, asketisch zu leben und freiwillig auf ihr Vergnügen zu verzichten. Und lange nicht alle glauben an den drohenden klimabedingten Weltuntergang.

Die Schweiz wird also zu anderen Methoden greifen müssen, um die Leute zum gewünschten ökologischen Verhalten zu bewegen. Schon heute steht ihr dazu ein ganzes Arsenal an finanziellen Anreizen und höheren Abgaben zur Verfügung, und dieses dürfte nun weiter ausgebaut werden. Neben der Einführung einer Flugticketabgabe wird in gewissen Kantonen etwa über eine empfindliche Erhöhung der Motorfahrzeugsteuer diskutiert oder über eine Art Strafsteuer für Mieter, die sich eine Wohnung mit mehr Zimmern als nötig leisten. Irgendwann dürfte dann auch die Ernährung an der Reihe sein: Warum soll, wer Fleisch essen will, eigentlich keine Extraabgabe bezahlen?

Unser Alltag wird also voraussichtlich grüner, aber auch teurer. Und das wird Folgen haben: Ein angenehmes, komfortables Leben mit etwas Luxus hin und da könnte bald nicht mehr für alle erschwinglich sein. An diese Idee muss man sich erst gewöhnen. Wir empfinden es als selbstverständlich, dass der Wohlstand in der Schweiz breit verteilt ist und fast alle Bevölkerungsschichten daran teilhaben. Die Leute geniessen einen gewissen Standard, sie können sich im Grossen und Ganzen ein gutes Leben leisten. Sicher, Konsum und Lebensstil prägen die Klasse, in der man lebt, und in einer Villa auf dem Millionenhügel geht es anders zu und her als in einer Blockwohnung in der Agglomeration.

Dennoch treten Standes- und Vermögensunterschiede in der Schweiz nicht allzu deutlich hervor, verglichen etwa mit Grossbritannien oder Frankreich, gibt es in unserer Gesellschaft über weite Strecken mehr Gleichheit, wir denken nicht in Kategorien von Unter- und Oberschicht. Doch wie lange hält das noch an? Was ist, wenn nur noch die Gutgestellten sich ein Auto leisten und in die Ferien fliegen können, während sich der Rest mit «Mobility» und Wanderferien in den heimischen Bergen begnügen und in mehr und mehr verdichteten Wohnüberbauungen zusammerrücken muss? Verträgt die Schweiz so viel Ungleichheit?

Man kann sich diese Frage durchaus stellen und mit Sorge nach Frankreich blicken, wo die Gelbwesten-Bewegung das Land seit Monaten durchrüttelt. Es ist gut möglich, dass es auch hierzulande zu mehr Spannungen kommen würde, wenn beispielsweise die Benzinpreise durch die Decke gingen. Doch das wäre dann auszuhalten: Wenn die herrschende Meinung dahin geht, dass der Klimaschutz Konsumopfer erfordert, dann haben eben in erster Linie jene zu verzichten, denen das nötige Kleingeld fehlt. Zudem hätte ein solches Klas-

Autofahren würde wieder Spass machen, und man wäre schneller am Ziel.

sensystem durchaus auch Vorteile. Der Alltag würde wieder einen Tick exklusiver. Ältere Semester mögen sich daran erinnern, wie es war, als Fliegen noch keine übliche Wochenendbeschäftigung darstellte. Als man für die Flugreise die schönen Kleider anzog, während die heutigen Reisenden daherkommen wie Leute, die laut Karl Lagerfeld selig ihr Leben nicht im Griff haben: Jogginghosen überall. Wären Flugreisen nicht mehr für ein Sackgeld zu haben, hätte dies den netten Nebeneffekt, dass sich die Fluggesellschaften wieder stärker um ihre Passagiere bemühten und man sich als

Gast willkommen fühlen dürfte. Man kann den Gedanken noch weiterspinnen und sich den Strassenverkehr vorstellen: Wäre es den Geringverdienern nicht mehr möglich, mit dem Auto herumzukurven, hätten die anderen Autofahrer mehr Platz. Autofahren würde wieder Spass machen, und man wäre schneller am Ziel. Die Züge wären dann zwar noch voller als heute. Doch vielleicht könnte man hier mit einer Art Holzklasse für das Proletariat Abhilfe schaffen, während die zweite Klasse dem Mittelstand und die erste Klasse den Mehrbesseren, die es sich leisten können, vorbehalten wäre.

Neues Feuer für den Kapitalismus

Wäre das zu viel Ungleichheit? Vielleicht. Der Systemwandel, den die links-moralische Klimabewegung anvisiert, könnte jedenfalls zu einer neuen Klassengesellschaft führen. Die Gegensätze zwischen Vermögenden und Nichtvermögenden würden augenfälliger, der Neid und die Unzufriedenheit würden zunehmen. Und das hätte Auswirkungen. Als Folge der sozialen Ungleichheit, das sagt die Ökonomie, würde das Streben nach Geld wichtiger und das Wachstum würde angekurbelt. Letztlich dürften die Forderungen der sozialismusaffinen Klimajugendlichen also darauf hinauslaufen, die kapitalistische Idee neu zu befeuern – welche Ironie der Geschichte. ○



IHRE
MITARBEITER
VERDIENEN DAS
BESTE
WASSER.

**BRITA VIVREAU SODAMASTER WASSERSPENDER
STEIGERN ZUFRIEDENHEIT UND PRODUKTIVITÄT**

Weitere Informationen: www.brita.ch/wasserspender

BRITA®

«Für alle und jeden bezahlbar»

Die SP kritisiert lautstark die hohen Krankenkassenprämien und droht mit einer Initiative. Was die Partei verschweigt: Die Kostenexplosion ist eine Folge des Krankenversicherungsgesetzes ihrer damaligen Bundesrätin Ruth Dreifuss. Chronologie einer kolossalen Fehlkonstruktion. *Von Peter Keller*

Es fehlte nur die knarrende Saloon-Türe. Am letzten Tag der Frühjahrsession lieferten sich die Fraktionschefs der beiden grössten Bundesratsparteien ein böses Wortduell. Vorausgegangen war eine Kehrtwende der SVP: Sie lehnte die vorher unterstützte Erhöhung der Franchise von 300 auf 350 Franken ab.

Der Boss der Sozialdemokraten, Roger Nordmann, höhnte über die «Slalompolitik» der Volkspartei. Man habe offenbar nicht nur kalte, sondern sogar «tiefgefrorene Füsse» bekommen im Wahljahr. Thomas Aeschi schoss zurück: Die SP lamentiere über ein Gesundheitssystem, das sie selber entworfen habe. Nur eine Partei habe sich gegen den «Krankenversicherungsmoloch» aus der «Küche Dreifuss» gewehrt. Die Gleichen, die heute über die Prämienexplosion wehklagen, hätten damals behauptet, die SVP lüge und übertreibe. Aeschi rief in den Saal: «Sie alle haben uns dieses Krankenversicherungsgesetz eingebrockt, vor allem aber die SP, die heute am lautesten über ihre Missgeburt [...] jault und nach der vollständigen Staatsmedizin ruft.» Nordmann konterte, das sei nur ein plumper Versuch, die eigene Rückzieherpolitik «hinter einem dichten Gewölk von Nebelpetarden» zu verstecken.

Ein Blick in die Entstehung und Entwicklung des Krankenversicherungsgesetzes (KVG) schafft Klarheit jenseits des parteipolitischen Pulverrauchs.

1992 — Das Ziel der Vorlage, so der Bundesrat in seiner Botschaft zum KVG, sei die Anpassung der «Gesundheitsausgaben pro Kopf der Bevölkerung [an die] allgemeine Lohn- und Preisentwicklung».

In der Nationalratsdebatte erklärt Ruth Dreifuss, das Gesetz verspreche «einen effizienteren Kampf gegen die hohen Gesundheitskosten». Ihre Parteikollegin und spätere SP-Präsidentin Christiane Brunner sekundiert, die im neuen KVG vorgesehenen Präventionsmassnahmen seien «ein hervorragendes Mittel», um die Kosten einzudämmen. «Das ist eine unanfechtbare Tatsache.»

1994 — Vor dem freisinnigen Presseverband wirbt Gesundheitsministerin Ruth Dreifuss für die Vorlage: Das KVG bringe mehr Wettbewerb. «Damit werden die Kartelle auf der Angebotsseite aufgehoben. Die Konkurrenz zwischen Ärzten, Spitälern usw. wird ihre Leistungen unweigerlich verbilligen.» Das neue Gesetz garantiere eine vollständige Grunddeckung für alle, die auch von allen finanziert werde. Die zusätz-



Nationalräte Nordmann (SP), Aeschi (SVP).

lichen Kosten würden sich in einem «vernünftigen Rahmen» bewegen. «Wie die Gesetzesgegner zu ihren Zahlen kommen, entzieht sich meiner Kenntnis. Sie sind jedenfalls völlig aus der Luft gegriffen.» (18.10.1994)

In der «Arena» zum KVG wiederholt Ruth Dreifuss ihr Mantra, dass die Leistungsausweitung im Bereich Prävention, Spitex und Komplementärmedizin kostendämpfend wirken werde. Sie beteuert: «Alle und jeder in diesem Land sollen Zugang haben zu einer hochwertigen Medizin, die für alle und jeden noch bezahlbar ist.» (25.11.1994)

Erhöhung um Erhöhung

Auch im Abstimmungsbüchlein des Bundesrates wird der Stimmbevölkerung eine positive Wende versprochen: «Entgegen den Behauptungen des Referendumskomitees verschärft das neue Gesetz das Kostenproblem keineswegs. Vielmehr bringt es die erwünschte Kostendämpfung.»

Von den Bundesratsparteien lehnt einzig die SVP die Vorlage ab. Nationalrat Christoph Blocher warnt, die Giesskanne werde durch eine Badewanne ersetzt. Sein Zürcher Fraktionskollege Ueli Maurer verweist auf die 1,7 Milliarden Mehrkosten für die ausgebaute Grundversicherung: «Wir dürfen kein Gesetz machen, das wir nicht bezahlen können.» Die Revision bringe nur eine Umverteilung, die «vom Mittelstand, also von uns», über Prämien- und Steuern gleich doppelt bezahlt würde. (Bund, 1.10.1994)

1995 — Nach der Abstimmung und nach der Einführung des neuen KVG erfolgt der erste Paukenschlag: «Die Krankenkassenprämien in der Grundversicherung werden 1996 durchschnittlich um 25 bis 30 Prozent teurer.» (Bund, 2.12.1995)

1996 — Im Oktober beruhigt Ruth Dreifuss: «Die Prämien steigen 1997 leider noch einmal deutlich, weil das neue Gesetz erst

nach und nach kostendämpfend wirkt [...] Ich rechne damit, dass der Anstieg ab 1998 und 1999 gebremst wird.» (Tages-Anzeiger, 8.10.1996)

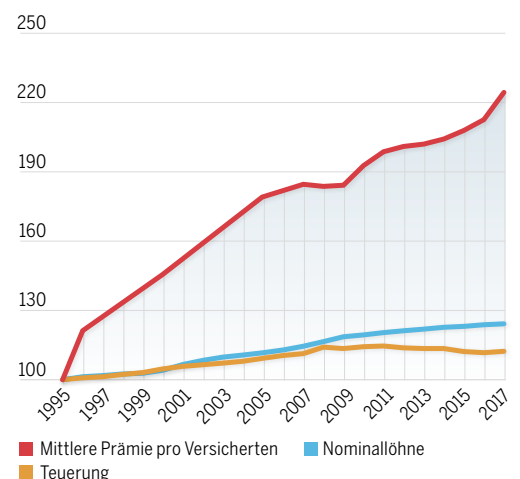
1997 — Als sich für das kommende Jahr eine weitere massive Erhöhung abzeichnet, greift die Bundesrätin zu einem kosmetischen Trick: Die Krankenkassen dürfen ihre vorgeschriebenen Reserven senken. Dazu wird die Franchise von 150 auf 230 Franken erhöht. Nationalrat Robert Keller (SVP) spricht darauf in seiner Interpellation von einem «Krankenkassenprämien-schwundel». Der Bundesrat verteidigt sich in seiner Antwort: Er lege Wert auf die Feststellung, «dass die Kosteneindämmung und die Umsetzung der im Gesetz enthaltenen Kostendämpfungsmassnahmen Priorität haben».

Bundesrat: Man passe die ordentliche Franchise bloss der Teuerung an.

Man passe die ordentliche Franchise bloss der Teuerung an, von einer Verlagerung der Kosten auf die Prämienzahler könne keine Rede sein. Das Nachrichtenmagazin *Facts* sieht das anders: «Die gestiegene Franchise ist nichts anderes als eine verdeckte Preiserhöhung von mindestens 2 Prozent. Damit schlägt die Grundversicherung nicht um 4,9 Prozent, sondern um rund 7 Prozent auf. Ruth Dreifuss weiss das. Sie sagte es nur nicht.» (9.10.1997)

Prämienanstieg gegenüber Lohnentwicklung und Teuerung

Index: 1996 = 100



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Verhaltener Lohnanstieg, explodierende Prämien.

Auch ihr Nachfolger, Pascal Couchepin (FDP), wird vordergründig das KVG-Wachstum bremsen, indem er hintenrum einen Teil der Kosten den Prämienzahlern anhängt (Erhöhung des Selbstbehalts auf 700 Franken und der Franchise auf 300 Franken) und den Anreiz zu mehr Eigenverantwortung senkt (tiefere Rabatte bei den Wahlfranchisen). Ohne diese Massnahmen lägen die heutigen mittleren Prämien nochmals um einen Betrag im zweistelligen Prozentbereich höher.

1998 — Ruth Dreifuss verteilt wiederum verbale Beruhigungspillen: «Die Kostenentwicklung flacht ab von Jahr zu Jahr, aber es wird wahrscheinlich auch nächstes Jahr wieder eine beschränkte Anpassung der Prämien geben.» (*Blick*, 14.07.1998)

1999 — Das gespenstische Ritual wiederholt sich. Seit sie Bundesrätin sei, sagt Dreifuss, sei die Krankenversicherung ihr grösstes Sorgenkind. «Ich kann Ihnen aber sagen, dass sich das Kind zum Guten, nicht zum Schlechten entwickelt. Unsere Massnahmen zur Kostendämpfung greifen jedes Jahr besser.» (*Blick*, 30.6.1999)

2000 — Auf die Frage, ob das KVG nicht gescheitert sei, erklärt Dreifuss: «Nein. Aber die Möglichkeiten der Kostendämpfung sind noch nicht ausgeschöpft.» (*Beobachter*, 9.1.2000)

2001 — Im Sommer findet die traditionelle Pressekonferenz statt mit den neuen Zahlen zum Kostenanstieg im KVG. Erstmals ohne die zuständige Bundesrätin. «Jahrelang spielte Ruth Dreifuss den Kostendruck im Gesundheitswesen herunter», schnaubt das Volksorgan *Blick*. «Jetzt, wo er einfach nicht mehr zu leugnen ist und die Sozialministerin sich öffentlich erklären müsste, geht sie auf Tauchstation.» (7.7.2001)

Im Oktober wird klar, was die Kostensteigerung für die Versicherten bedeutet: Die Krankenkassenprämien erhöhen sich 2002 um 9,7 Prozent. Ruth Dreifuss wird einmal mehr gefragt, ob das neue KVG gescheitert sei. Die SP-Politikerin weist die Behauptung zurück und schiebt die Schuld auf die höheren Medikamentenpreise und die gestiegene Zahl der Spitalbehandlungen. Es folgt eine leise Selbstkorrektur: Die Kostenentwicklung sei allerdings schwierig abzuschätzen. «Da kann man sich irren.» (*Berner Zeitung*, 6.10.2001)

2002 — Auf Ende Jahr tritt Ruth Dreifuss aus der Regierung zurück.

Zurück zum Duell Aeschi-Nordmann. Der Bundesrat versprach den Schweizerinnen und Schweizern, dass mit dem neuen KVG der Anstieg der Gesundheitskosten der allgemeinen Lohn- und Preisentwicklung folgen würde. Die Zahlen (siehe Grafik) zeigen: Das Ziel wurde kolossal verfehlt. Zwischen 1996 und 2017 verharrte die Teuerung auf rekordtiefen 11,4 Prozent, die Löhne stiegen lediglich um 24,2 Prozent. Dafür hat sich die Prämienbelastung mit einem Plus von 124,8 Prozent mehr als verdoppelt. ○

Schweiz

Rentnerschreck

Josef Bachmann will mit einer Volksinitiative den Pensionierten die Renten kürzen. Er zählt darauf, dass sie das verstehen.

Man kann in ihm einen modernen Robin Hood sehen, der für Generationengerechtigkeit kämpft. Oder zumindest einen Winkelried, der das schier Unmögliche versucht. Josef Bachmann will erreichen, was der Politik bisher auch nicht nur ansatzweise gelungen ist: die milliardenschwere Umverteilung von Jung zu Alt bei der beruflichen Vorsorge beseitigen und den «Diebstahl zu Lasten der Erwerbstätigen», wie er sagt, stoppen. Zu diesem Zweck hat Bachmann eine Volksinitiative lanciert, seit ein paar Tagen werden Unterschriften gesammelt. Der 68-Jährige war Pen-



Hoffen auf Einsicht: Initiant Bachmann.

sionskassenleiter bei der Beratungsfirma PwC, vor zwei Jahren liess er sich pensionieren und widmet seine Zeit nun ganz dem Ziel, die auf die abschüssige Bahn gelangte zweite Säule vor dem Totalabsturz zu retten.

Aufmerksamkeit auf sicher

Schon seit mehr als zwanzig Jahren treibe ihn das Thema um, erzählt er im Gespräch, denn wegen der zu hohen Altersrenten drohe ein Debakel. Tatsächlich sieht die Lage der beruflichen Vorsorge düster aus, was jeder Erwerbstätige weiss, der seinen Pensionskassenausweis regelmässig anschaut. Schätzungsweise sieben Milliarden Franken jährlich, ein Viertel der Rentenzahlungen, fliessen von den Berufstätigen an die Pensionierten. Wer arbeitet, subventioniert mit seinen Pensionskassenbeiträgen die Rentner massiv – mit der Perspektive, später deutlich weniger zu erhalten. Denn die Umwandlungssätze sinken stetig, und ein erheblicher Teil der Kapitalrendite muss für die Rentner aufgewendet werden.

Bachmanns Initiative verlangt vereinfacht gesagt drei Dinge: Das Rentenalter wird an die Lebenserwartung gekoppelt, die Höhe der Altersrenten ist an die Rahmenbedingungen wie Demografie und Anlageerträge anzupassen, und die laufenden Renten der Pensionierten können gekürzt werden. Mit dem dritten Punkt hat Bachmann die Aufmerksamkeit auf sicher, denn es handelt sich um einen Tabubruch: Der Vorschlag, einer älteren Person die Rente zu kürzen, wirkt fast schon etwas unanständig. Doch Bachmann findet, dass auch die Pensionierten ihren Beitrag leisten müssten. Der Einwand, dass alte Menschen auf sichere Renten angewiesen seien, sei richtig, aber einseitig. «Auch Berufstätige haben mit Problemen zu kämpfen: Sie werden krank, verlieren den Partner oder den Job oder Ähnliches.»

Zudem gehe es nicht darum, die Rente auf einen Schlag drastisch zu reduzieren – wie das Japan habe tun müssen. Bachmann schwebt eine Regelung vor, wie sie die Pensionskasse seines früheren Arbeitgebers anwendet: eine Grundrente von 90 Prozent ist gesichert, hinzu kommt ein flexibler Bonusteil, der sich nach der Rendite richtet, welche die Pensionskasse erwirtschaftet hat; alle drei Jahre wird der Bonusteil moderat angepasst. Heute dürfen Pensionskassen eine solche Regelung nur für ihre Neurentner einführen, die Leistungen der Altrentner gelten laut einem Bundesgerichtsurteil dagegen als sakrosankt; mit Bachmanns Initiative würde sich das ändern.

Im Initiativkomitee sitzen mehrere bürgerliche Parlamentarier wie Franz Grüter (SVP), Bruno Pezzatti (FDP) oder der grünliberale Thomas Weibel; auch der frühere SVP-Nationalrat Toni Bortoluzzi ist mit von der Partie. Die Hauptzielgruppe, die Bachmann von seinem Vorhaben überzeugen will, sind die Rentner – die jüngeren Erwerbstätigen dürften ohnehin auf seiner Seite stehen. Von den Seniorenverbänden hat er zwar grösstenteils Ablehnung erfahren, «die stellen sich auf einen Kampf gegen die Initiative ein», doch bei den Pensionierten hofft er auf Einsicht. «Mindestens 40 Prozent von ihnen fühlen sich nicht wohl, wenn sie wissen, dass sie auf Kosten der jungen Generation leben», schätzt er. Ob der moralische Appell einen Nerv trifft oder ob den Älteren das Hemd näher ist als der Rock, wird sich zeigen. Immerhin: Mehr als die Hälfte von Bachmanns Initiativkomitee besteht aus Senioren. *Katharina Fontana*

Gaben und Ausgaben

Das Schweizer Parlament will der EU weitere 1,3 Milliarden Franken in den Kohäsionsfonds zahlen. IS-Terroristen sollen die Schweiz verlassen müssen – auch in unsichere Herkunftsstaaten.

Sessions-Check von Peter Keller



Nachgerutscht: der Walliser Philipp Bregy (CVP) und der St. Galler Mike Egger (SVP).

Dieser Klimawandel ist definitiv und ausschliesslich menschengemacht. Im Wahljahr werden die politischen Debatten hitziger und der Umgang frostiger. Auch im Parlament steigt die Betriebstemperatur jeweils markant an. Gleichwohl haben die beiden Kammern pflichtschuldigst ihre Sessionsprogramme abgearbeitet und über knochenharte Themen wie das Fernmeldegesetz oder das öffentliche Beschaffungswesen beraten.

Für einmal wurden nicht nur neue Ausgaben und höhere Abgaben beschlossen, sondern auch konkrete Entlastungen aufgegleist: Familien dürfen neu für jedes Kind 10 000 Franken (bis jetzt 6100 Franken) bei den allgemeinen Steuern abziehen. Ebenfalls angenommen wurde ein Vorstoss von Jean-Pierre Grin (SVP, VD), der höhere Steuerabzüge für Alleinstehende (3000 statt 1700 Franken), Ehepaare (6100 statt 3500 Franken) und Kinder (1200 statt 700 Franken) vorsieht.

Frisch vereidigt als Nationalräte wurden der Walliser Philipp Bregy (CVP), der für die in den Bundesrat gewählte Viola Amherd nachrückte, und Mike Egger aus St. Gallen. Der 26-jährige Betriebswirtschaftler mit Metzgerdiplom ersetzt den ehemaligen SVP-Präsidenten Toni Brunner.

Die teuerste Abstimmung — Der erste Preis geht in dieser Session unangefochten an den Ständerat: Er genehmigte den Bahn-Ausbau-schritt 2035. In der Debatte packte eine über-

regionale Allianz von Infrastrukturbeutejägern zu den vom Bundesrat grosszügig bemessenen 11,9 Milliarden Franken nochmals gut 900 Millionen Franken für zusätzliche Projekte drauf.

Der ungewöhnlichste Rücktritt — Für Ständerat Ivo Bischofberger (CVP) war es die letzte Session. Nur ein paar Monate vor Ende der Legislatur tritt der Appenzeller zurück. Warum? Es liegt weder an seiner Gesundheit (Gott sei Dank), noch hat der ehemalige Schulrektor Frauen belästigt (was seinem Walliser Parteikollegen Yannick Buttet zum Verhängnis wurde) oder einen naiven Schweinetransport-Vergleich mit Auschwitz angestellt (wie der Aargauer Grüne Jonas Fricker). Bischofbergers Rücktritt hat mit seinem Heimatkanton zu tun. Dort wird der Standesvertreter noch immer an der Landsgemeinde im April bestimmt. Das Beispiel Appenzell Innerrhoden zeigt, was zwar kaum noch genutzt wird, aber nach wie vor rechtlich möglich ist: Die Kantone dürfen das Wahlprozedere der Ständerätinnen und Ständeräte selber regeln. Dazu gehört auch der Wahltermin.

Das giftigste Geplänkel — «Franchise» nennt sich die Kostenbeteiligung jedes Versicherten an den Gesundheitsausgaben. Diese liegt heute bei 300 Franken, und eine Mehrheit des Nationalrats wollte diesen Mindestbetrag auf 350 Franken erhöhen. Da die Schweizerische Volkspartei in der Schlussabstimmung grossmehrheitlich ins Nein-Lager wechselte und die CVP sich kol-

lektiv der Stimme enthielt (nach anfänglicher Zustimmung), wurde die Aufstockung gekippt. Mehr zu den Hintergründen des giftigen Showdowns zwischen Thomas Aeschi (SVP) und Roger Nordmann (SP) auf Seite 34.

Die trickreichste Umetikettierung — Nie wird die Politik so kreativ, wie wenn es darum geht, einmal erschlossene Geldquellen zu sichern. Was 1991 als «Osthilfe» begann, 2006 zum «Erweiterungsbeitrag» wurde, nennt sich inzwischen offiziell «Kohäsionsbeitrag». Jedes neue Etikett kam noch ein bisschen schwammiger und technokratischer daher. Genauso beweglich passte der Bundesrat seine Argumentation an. Als die SVP das Referendum gegen die «Kohäsionsmilliarde» ergriff, beruhigte der Bundesrat die Stimmbevölkerung, es gehe hier um eine «Übergangsphase» und ein auf «zehn Jahre befristetes Gesetz». Schliesslich hätten sich die neuen EU-Staaten aus Osteuropa bereits «äusserst dynamisch» entwickelt.

Die Dynamik ist seit 2006 nicht geringer geworden. Der mit Abstand grösste Bezüger aus dem EU-Topf heisst Polen, allein die Schweiz steuerte 489 Millionen bei. Nun sollen weitere Milliarden fliessen, obwohl Polens Schuldenquote unter 50 Prozent liegt (EU-Durchschnitt: 81,6 Prozent), die Volkswirtschaft jährlich um 4 Prozent wächst und nahezu Vollbeschäftigung herrscht. Internationale Firmen investieren kräftig, darunter Schweizer Unternehmen wie ABB, Stadler Rail oder die UBS. Polen ist definitiv nicht verloren und müsste schon lange nicht mehr fürsorglich begleitet werden in seiner «wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung», wie es der Bundesrat 2004 formulierte. Die Mehrheit des Nationalrats genehmigte trotzdem weitere 1,3 Kohäsionsmilliarden und verlängerte damit die «Übergangsphase» um zusätzliche zehn Jahre.

Die kälteste Schulter — Tschüss, Dschihadisten. In der Schweiz lebende Terroristen, die wegen Taten im Zusammenhang mit dem Islamischen Staat (IS) verurteilt wurden, dürfen künftig in ihr Heimatland ausgewiesen werden, auch wenn dieses als unsicher gilt. Der Schutz der eigenen Bevölkerung geht vor – ausser bei der SP und den Grünen, die diese Verschärfung ablehnten. Die Bedrohung ist real: Derzeit leben allein in Schaffhausen fünf Iraker, die der Unterstützung einer terroristischen Organisation überführt wurden, aber bislang nicht ausgeschafft werden konnten. O

Auf Augenhöhe

Israels Verhältnis zur Europäischen Union setzt Massstäbe, wie man in bilateralen Beziehungen seine Eigenständigkeit bewahrt. Eine Lektion auch für die Schweiz.

Von Pierre Heumann

Die Volkswirtschaften Israels und der Schweiz haben viel gemeinsam. Die EU ist für beide Staaten der wichtigste Handelspartner, beide Länder sind sehr innovativ, haben einen kleinen Heimmarkt und sind stark auf Exporte ausgerichtet. Und beide sind nicht Mitglied der Europäischen Union. Im Gegensatz zur Situation in der Schweiz löst das künftige Verhältnis zur EU in Israel aber keine hitzigen Diskussionen aus. Begriffe wie «Rahmenvertrag» oder «institutionelles Abkommen» sind in Jerusalem unbekannt.

Obwohl das Land mit einem Pro-Kopf-Einkommen von knapp 40 000 US-Dollar den EU-Durchschnitt übertrifft, verlangt die EU von Israel keinen Milliarden-Kohäsionsbeitrag. Das heisst aber nicht, dass Brüssel und Jerusalem in einem vertragslosen Zustand sind. Grundlage der bilateralen Beziehungen Israels mit der EU ist der Freihandelsvertrag aus dem Jahre 1975. Im Juni 2000 kam das Assoziationsabkommen hinzu, das neben einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit auch einen «politischen Dialog» vorsieht.

Um mir einen Überblick über das dichte Netz der bilateralen Beziehungen zwischen der EU und Israel zu verschaffen, wende ich mich an Nellie Munin, Expertin für Rechtsfragen im internationalen Handel und unter anderem Beraterin der israelischen Regierung. Bis 2003 war sie in der israelischen Botschaft bei der EU in Brüssel zuständig für die Verstärkung der wirtschaftlichen und finanziellen Zusammenarbeit zwischen Israel und EU-Institutionen. Munin umreisst die Vereinbarungen zwischen Israel und der EU zunächst mit Stichworten wie «gegenseitige Akzeptanz» von OECD-Standards zur Guten Laborpraxis (GLP) bei Chemikalien, Abmachungen zur «gegenseitigen Zulassung» bei der Beschaffung in der Telekommunikation oder Regeln zur Forschungszusammenarbeit.

Bewährte Einzelabkommen

Grundsätzlich beruht die bilaterale Beziehung auf der freiwilligen Anerkennung der EU-Normen durch Israel, vor allem was die Produktemärkte betrifft. Das ist zumeist problemlos. Der freie Zugang zu den Arbeitsmärkten ist zwar nicht vorgesehen, aber der freie Reiseverkehr zwischen der EU und Israel ist garantiert, seit die Visumpflicht abge-

schaft ist. Vor sieben Jahren unterschrieben Israel und die EU zudem einen Open-Skies-Vertrag, seither sind die Flugticketpreise im gegenseitigen Verkehr um fast 20 Prozent gesunken.

Bei Meinungsdivergenzen bezüglich Anwendung oder Interpretation des Assoziationsabkommens können sowohl die EU als auch Israel den Assoziationsrat anrufen. Jerusalem und Brüssel ziehen aber diplomatische Kanäle zur Problemlösung vor, da die Schlichtungsregeln für den Assoziationsrat sehr vage formuliert sind.

Als sie vor zwanzig Jahren für Israel in Brüssel war, erinnert sich Munin, wurden die damals frisch etablierten bilateralen Verträge EU-Schweiz als Vorbild gerühmt, es hiess, Bern sei



«Umfassendste Beziehungen zur EU»: Tel Aviv.

der bestmögliche Deal gelungen. «Politiker in Jerusalem träumten sogar von einer Vollmitgliedschaft in der EU, weil sie überzeugt waren, dass Brüssel das Schweizer Modell nie auf Israel anwenden würde», fügt sie an.

Dass daraus nichts wurde, nimmt Munin gelassen. Denn die Einzelabkommen hätten sich für Israels Wirtschaft bewährt. Ein Drittel der israelischen Ausfuhren geht in die EU, mit beachtlichen jährlichen Wachstumsraten dank eines starken Hightech-Sektors, so Munin. Auch Agrarprodukte gelangen in steigenden Mengen in die EU, obwohl diese ihre Landwirtschaft schützt. Diese Erfolge sind umso bemerkenswerter, als die Landeswährung Schekel gegenüber dem Euro seit Jahren an Wert gewonnen hat.

Israel beteiligt sich auch am Forschungsprogramm «Horizon 2020» und holt dabei – ähnlich wie die Schweiz – mehr Geld heraus, als es in den Fonds einzahlt. Wichtiger ist den Forschungspolitikern jedoch, dass sich ein nichteuropäisches Land am Innovationswettbewerb in der westlichen Welt beteiligen kann.

Dass die EU im nächsten Rahmenprogramm «Horizon Europe» Nichtmitglieder diskriminieren könnte, löst in Jerusalem keinen Alarm aus. Falls Brüssel die besten Forscher nicht mehr berücksichtige, werde das letztlich auf die europäische Wirtschaft zurückfallen. Zudem sei Tel Aviv inzwischen eine Topdestination für Wagniskapital aus der ganzen Welt.

Im Assoziationsvertrag wird als Option eine Ausdehnung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit erwähnt. Munin denkt da vor allem an Dienstleistungen, etwa in der IT oder in den Bereichen Forschung und Entwicklung, die einen Grossteil der israelischen Ausfuhren ausmachen, aber nicht Gegenstand der Freihandelsverträge sind. Solche Erweiterungen macht die EU allerdings von Fortschritten im politischen Dialog abhängig. Und da harzt es.

So gut der Handel mit der EU funktioniert, so gespannt ist nämlich das politische Verhältnis. Brüssel knüpft den Abschluss neuer bilateralen Verträge an Fortschritte bei der Entwirrung des Palästina-Konflikts und macht Israel, nicht die Palästinenser, dafür verantwortlich, dass der Friedensprozess nicht vorankommt.

Keine Sanktionen

Das hat Folgen: Während Jerusalem in den Siedlungen israelisches Gesetz anwendet, betrachtet die EU die besetzten Gebiete nicht als Staatsgebiet Israels. Daraus zieht sie handelspolitische Konsequenzen und weigert sich, die Handelsabkommen mit Israel auf die besetzten Gebiete und deren Produkte anzuwenden. Dass die beiden Länder politisch auf Distanz bleiben, wertet Munin nicht als Nachteil. Israels Parlament könne selbständig entscheiden, welche EU-Gesetze es übernehmen wolle und welche nicht. Sollte Israel ein Gesetz oder eine Vorschrift nicht übernehmen wollen, sind keine Sanktionen vorgesehen. Es entstehen im Einzelfall allenfalls indirekte und überschaubare Folgekosten, etwa Handelsbarrieren aufgrund unterschiedlicher Standards.

Differenzen hin oder her: Von den Fakten her seien die Beziehungen zwischen Israel und der Europäischen Union «extrem stark», sagt Emanuele Giaufret, Botschafter der EU in Tel Aviv. Auf der Internetseite seiner Delegation preist er das Verhältnis zu Israel als eines der «umfassendsten und tiefsten», das die EU mit irgendeinem anderen Nichtmitglied habe. ○

Krampf mit der Mutterschaft

Kinder werden heute zunehmend als Hindernisse im Leben der Frauen dargestellt. Das Lamento irritiert und zeugt von Narzissmus.

Von Katharina Fontana

Bei den Frauen ihrer Generation hat sie einen Nerv getroffen. Die 42-jährige kanadische Schriftstellerin Sheila Heti, die jüngst in der Schweiz auf Besuch war, feiert mit ihrem Buch «Mutterschaft» in den Feuilletons Erfolge. Doch anders, als es der Titel vermuten lässt, geht es bei Hetis Buch nicht ums Kinderhaben. Die Ich-Erzählerin ringt vielmehr während Jahren mit der Frage, ob sie den Schritt wagen und schwanger werden soll, sie befragt Hellseherinnen, wirft Münzen, entscheidet sich schliesslich dagegen, fühlt sich aber gleichzeitig wegen der gesellschaftlichen Erwartungen unter Druck gesetzt. Denn eine kinderlose Frau sei auch im 21. Jahrhundert noch immer eine negativ besetzte Figur und gelte als unfertig, meint Heti.

Die Kanadierin steht in einer ganzen Reihe von Schriftstellerinnen, die sich am Thema Mutterschaft abarbeiten und mit Wucht gegen den Mythos der liebenden, fürsorglichen Mutter anrennen. Die einen wollen keine Kinder, die anderen bereuen, dass sie welche haben. In der letzten Zeit sind mehrere Bücher erschienen, in denen Autorinnen darüber berichten, wie sehr sie mit ihrem Muttersein hadern und wie qualvoll sie ihr kinderloses Leben vermischen – Mütter, die sich in einer Art Dauerkriegszustand mit sich selber befinden und nichts so sehr bereuen wie ihren früheren Entschluss, ein Kind auf die Welt zu stellen. Das Phänomen trägt den Namen «Regretting Motherhood» und bietet zahllosen Frauen weltweit eine Plattform, sich als Opfer ihres Familienwunsches zu outen.

Kinder als «Karierekiller»

Was auch immer man von der teils erregten Diskussion über Kinderhaben und Mutterliebe halten mag: Typisch ist, dass es Frauen sind, die sich obsessiv mit dem Thema befassen und öffentlich Selbstfindung betreiben. Dass ein Mann einen Bestseller mit dem Titel «Vaterschaft» landen und auf seinen Lesetouren die Säle mit an der Kinderfrage verzweifelnden Geschlechtsgenossen füllen würde, ist schwer vorstellbar. Was wieder einmal zeigt, dass die Unterschiede zwischen Männern und Frauen eben doch grösser sind und die Biologie bei den Geschlechtern ganz wesentlich mit hineinspielt, Gender-Ideologie hin oder her. Das bestätigt auch, was Fortpflanzungsmediziner sagen: Frauen, die sich nach einem Baby sehnen, ordnen ihrem unerfüllten Kinderwunsch schlicht alles unter, Männer dage-



Emanzipatorischer Fortschritt?

gen arrangieren sich irgendwie, wenn es mit dem Nachwuchs nicht klappt.

Dass Kinder für Frauen eine andere Bedeutung haben als für Männer und sie besonders intensiv über die Kinderfrage nachdenken,

Wer meint, mit Kindern dasselbe Leben führen zu können wie ohne, hat nichts verstanden.

erstaunt nicht. Was an der aktuellen Diskussion aber irritiert, ist, dass ein Kind heute vielfach nur noch als Hindernis im Leben der Frau dargestellt wird. Als Mutter könne man

nicht mehr frei und selbstbestimmt leben, man werde zu einer ans Haus gebundenen Sklavin, die Beziehung zum Partner verliere jede Romantik, gar nicht zu reden von den körperlichen Verwüstungen, die eine Geburt anrichte, lauten die öffentlichen Klagen. Unter jungen Frauen aus der Bildungselite gelten Kinder zudem als «Karierekiller», die ihnen Nachteile noch und noch bringen und die berufliche Zukunft verbauen. Schwangerschaft? Eine Gemeinheit der Natur. Mutterschaftsurlaub? Eine Diskriminierung, weil der Vater derweil im Job aufsteigt. Teilzeitarbeit? Eine Falle für Frauen. Nach dieser Vorstellung soll eine Mutter nach der Geburt

möglichst schnell und möglichst Vollzeit weiterarbeiten, um gegenüber den Männern ja nicht ins Hintertreffen zu geraten. Es ist schon erstaunlich, wie bereitwillig sich manche Frauen auf diese rein aufs Utilitaristische ausgerichtete Arbeitswelt einlassen und das auch noch als emanzipatorischen Fortschritt ansehen. Und die Schuld, wenn sie irgendwann an ihre Grenzen kommen, tragen: die Gesellschaft, die Politik, der Chef, der Mann, die anderen Mütter.

Man mag dieses narzisstische Gejammer nicht mehr hören. Wer meint, mit Kindern dasselbe Leben führen zu können wie ohne, hat nichts verstanden, das gilt auch für den Beruf. Die Sache ist simpel: Wer viel Zeit mit seinen Kindern verbringen will, der wird weniger Karriere machen. Wer viel Karriere machen will, sollte sich einen Partner suchen, der wegen der Kinder zurücksteckt. Sieht man die eigenen Kinder nicht nur als familiäres Accessoire, das man von Montag früh bis Freitag spät an Dritte abgibt und bloss kurz am Abend oder am Wochenende hervorholt, wird man um diesen Entscheid nicht herumkommen. Auch die Litanei über die ach so faulen Väter, die bei Kinderbetreuung und Haushalt nicht mithelfen würden, wirkt nur noch lächerlich. Warum ein junges Paar nicht darüber reden kann, wer was erledigt, ist rätselhaft. Und warum sich eine Frau nicht bereits vor der Schwangerschaft überlegt, ob sie den richtigen Mann an ihrer Seite hat – nämlich einen, der familientauglich ist –, ebenfalls.

Kleine Sündenböcke

In der westlichen Welt muss heute niemand schwanger werden. Überzeugungsarbeit leisten zu wollen und von all dem Schönen und Erfüllenden vorzuschwärmen, das einem ein Leben mit Kindern gibt, ist nicht angebracht. Es gibt nun einmal Frauen wie die Protagonistin in Sheila Hetis Buch, die sich nicht als Mutter sehen, in denen beim Gedanken an ein eigenes Baby innerlich nichts anklingt und die ehrlich genug sind, sich das einzugestehen. Das ist von niemandem zu kritisieren. Frauen sollten handkehrum aber auch nicht zu empfindlich sein und sich sofort beleidigt fühlen, wenn sie von der Nachbarin oder der Arbeitskollegin einmal auf das Thema angesprochen werden und Erstaunen über die gewollte Kinderlosigkeit zu verspüren meinen; egal, wie man lebt, mit oder ohne Kinder, berufstätig oder nicht, man wird von der Umwelt immer bewertet und beurteilt.

Kurz gesagt: Wer keine Kinder haben will, braucht keine zu haben und kann sein Leben anderen schönen Dingen widmen. Das ist in Ordnung. Was aber nicht geht, was ganz und gar nicht geht, ist, Kinder als «Karrierekiller» zu bezeichnen und als Sündenböcke heranzuziehen, wenn sie dem eigenen Narzissmus in die Quere kommen. ○

Hauptstadt

Fragen verboten

Ein Erfahrungsbericht im Umgang mit der Berner Fachstelle für die Gleichstellung von Mann und Frau.

Von Yves Schott

Ich gebe zu: Er nervt manchmal. Mehr, als ich mir vielleicht eingestehen will. Dieser Kollege, ein richtig guter Freund eigentlich. Wir feiern zusammen, sehen uns die wichtigen Fussballspiele im Fernsehen an, sind schon mehrmals gemeinsam in die Ferien geflogen. Man kennt und mag sich, keine Frage.

Bloss, herrje, seine politische Einstellung: dieses ständige Moralisieren, seine ach so weltverbessernden Facebook-Posts – vor allem aber: seine Inkonsequenz. Videos von den zugemüllten Ozeanen teilen und liken, gegen die Konsumgesellschaft wettern, um dann zu Hause das als Aktion ausgeschriebene Tiefkühlfleisch aus Brasilien zu bunkern und mehrfach pro Jahr mit dem Billigflieger nach Osteuropa zu jetten.

Ja, der Mann geht mir manchmal auf die Nerven – und zwar so richtig. Meine Fieberkurve steigt angesichts von so viel moralischer Schiefelage schneller als die von ihm angeprangerte globale Erderwärmung. Es ist zum Haareraufen, Mäusemelken, Die-Wände-Hochgehen. Trotzdem habe ich ihm, sämtlichen Meinungsver-

Etwa zwei Tage danach meldete sich der Informationschef der Stadt Bern bei mir.

schiedenheiten zum Trotz, stets zugehört und versucht, ihn mit Fakten zu überzeugen. Obwohl sich dieser Freund meiner Meinung nach manchmal in fast schon absurder Weise widerspricht: Das macht ihn noch lange nicht zu einem schlechteren Menschen. Er verdient Aufmerksamkeit statt schnöder Ablehnung.

Mit einer ähnlichen Haltung ging ich vor kurzem auf die Fachstelle für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Bern zu. Ein schriftliches Streitgespräch, so war die Idee, sollte es werden. Am Telefon einigten wir uns auf mehrere, zugegebenermassen provokative Aussagen. Thesen, zu denen die Amtsleiterin frei und ohne eingreifendes Korrektiv unsererseits hätte Stellung nehmen, die sie hätte dementieren und denen sie frisch von der Leber weg hätte widersprechen können. Ausserdem wäre sie befugt gewesen, ein bis zwei weitere Fragen nach eigenem Gutdünken einzubauen und zu beantworten. Ganz

richtig: Die Fachfrau fragt und die Fachfrau antwortet auch gleich selbst.

Ein kurzer Auszug aus unserem Behauptungskatalog: «Offiziell heissen Sie Fachstelle für die Gleichstellung von Frau und Mann. Wenn Sie ehrlich sind, geht es Ihnen aber nur darum, feministische Interessen durchzusetzen.» Oder: «In einer liberalen Gesellschaft braucht es Chancengleichheit und nicht, was Sie möchten, Ergebnisgleichheit.» Oder: «Gäbe es die Fachstelle für Gleichstellung in Bern nicht, würde sich kaum etwas ändern. Und fehlen würde ebenfalls nichts.»

Nochmals: Die Amtsleiterin hätte uns diese Thesen mit aller ihr zur Verfügung stehenden Gegenwucht um die Ohren hauen dürfen. Doch sie tat es nicht. Stattdessen rief sie mich am nächsten Tag an. Entsetzt und mich fragend, ob dieses Vorgehen

tatsächlich mein Ernst sei. Das alles weise «unterstes Stammtischniveau» auf und habe nichts mit gutrecherchiertem Journalismus zu tun.

Auf mein Angebot, einige Ausführungen ersatzlos zu streichen oder sie zumindest dahingehend abzuschwächen, dass sie etwas wohlwollender klingen, ging die Frau nicht ein. Ich schrieb ihr einige Tage später ein Mail, gab meiner Enttäuschung Ausdruck und merkte gleichzeitig an, dass ich nach wie vor bereit sei, lustvoll und kontrovers über das Thema zu diskutieren.

Etwa zwei Tage danach meldete sich der Informationschef der Stadt Bern bei mir, notabene ein ehemaliger Journalist. Sein Angebot: ein neuer Anlauf, ein persönliches Treffen – diesmal zusätzlich im Beisein des Berner Stadtpräsidenten, Alec von Graffenried. Unangenehme Fragen zur Gleichstellung? Chefsache.

Affaire à suivre, bald in einer Dreierunde. Kann man ja mal machen – vorausgesetzt, wir dürfen, im Sinne der Pressefreiheit, unsere Argumente nochmals darlegen. Das Büro an der Junkerngasse 47 hat sich die Gleichstellung von Frau und Mann zuoberst auf die Fahne geschrieben. Mit der Gleichbehandlung von Andersdenkenden hapert es da und dort noch ein wenig.

Yves Schott ist Chefredaktor des *Bärnerbär*.



Von Graffenried.

König von Big Data

Bei der Speicherung elektronischer Daten gab es jahrzehntelang wenig Innovation. Bis Software-Ingenieur John Colgrove die Technologie revolutionierte. Er baute einen der speziellsten Milliardenkonzerne im Silicon Valley auf. *Von Florian Schwab*

Die Firmenzentrale von Pure Storage gleicht einem Ozean von Bildschirmen. Grossraumbüro reiht sich an Grossraumbüro. In jedem von ihnen viele Dutzend Arbeitsplätze mit jeweils mehreren Screens, über welche für Nichtprogrammierer ein unverständlicher Zahlen- und Buchstabensalat flimmert. Der grösste Bildschirm steht hinten in der Ecke, an einem hohen Stehtisch. Es ist der Arbeitsplatz von John Colgrove, den hier alle nur «Coz» nennen.

«Coz», 56 Jahre alt, ein voluminöser Zweimetermann in Sandalen, T-Shirt und Shorts, ist der Gründer dieses IT-Imperiums. «Mein Bildschirm ist zwar der grösste», erklärt er, «aber gleichzeitig auch der billigste.» Während die meisten Mitarbeiter auf Tausende Dollar teure Apple-Screens starren, nimmt er mit einem zweckentfremdeten Fernsehbildschirm vorlieb. «Der hat nicht mehr als 300 Dollar gekostet», sagt er nicht ohne Stolz in der Stimme.

Und damit sind wir bei der zentralen Eigenschaft von Colgrove. Er begreift sich als Mann, der Probleme löst. Ginge man hundert Jahre zurück ins Zeitalter der bahntechnischen Erschliessung Amerikas, wäre John Colgrove wohl der Erfinder eines Verfahrens gewesen, mit dem man Geleise im Rekordtempo hätte verlegen können. Heute, im Zeitalter von Big Data, ist Colgrove derjenige, der die Art revolutioniert, wie Bits und Bytes gespeichert werden.

«Smartes Geld»

«Coz» ist in New Jersey aufgewachsen. Nachdem er in den 1980er Jahren an der dortigen Rutgers University Computerwissenschaften studiert und einige Zeit bei Bell Labs gearbeitet hatte, kam er 1987 ins Silicon Valley. Das war drei Jahre vor der Erfindung des World Wide Web. Ab 1989 war er für gut fünfzehn Jahre als Softwareingenieur bei Veritas Technologies tätig, einem Hersteller von Software zur Steuerung von Datenspeicherungssystemen. Veritas wurde 2004 von Symantec aufgekauft.

Während Colgroves Tätigkeit bei Veritas nahm zwar das Datenvolumen exponentiell zu. Aber das Speichermedium in den Serverräumen blieb im Wesentlichen dasselbe: die gute alte rotierende Festplatte, auf welcher Daten mit Lese- und Schreibköpfen magnetisch ge-

speichert und abgerufen wurden. Diese Festplatten wurden mit der Zeit zwar schneller und besser. Aber, wie Colgrove erklärt, «gibt es physikalische Grenzen bei der Speicherkapazität und der Lese- und Schreibgeschwindigkeit». Mit der Folge, dass der wachsende Speicherbedarf mit immer grösseren Serverräumen und Datenzentren bewältigt werden musste.



Bis an die physikalischen Grenzen: Pure-Storage-Chef Colgrove.

Als Kenner der Materie verfolgte Colgrove den Siegeszug eines neuen Speichermediums bei tragbaren Geräten wie Laptops, Digitalkameras, Smartphones oder USB-Sticks: des

Die Speichertechnologie soll ebenso einfach sein wie die Nutzung eines iPhones.

Flash-Speichers, bei dem die Daten elektronisch auf Zellen anstatt magnetisch auf Platten gespeichert werden. Zudem braucht es keine beweglichen Lese- oder Schreibköpfe und auch keine Stromspannung während der Ruhezeit. Die technologischen Vorteile sind eine erheblich geringere Zugriffszeit, eine viel höhere Speicherkapazität pro Fläche und eine erhöhte Toleranz bei Schlägen und Erschütterungen. «Flash-Speicher haben praktisch nur Vorteile», sagt Colgrove. Aber sie

seien bis vor kurzem viel teurer gewesen als traditionelle Festplatten.

Im Oktober 2009 gründete «Coz» Colgrove das Start-up Pure Storage. Die Mission: Flash-Speicher so weit verbessern, dass sie auch bei grossindustriellen Anwendungen preislich konkurrenzfähig werden – sozusagen der USB-Stick für das Datenzentrum und den Serverraum. In der Zwischenzeit sei der Flash-Speicher-Preis massiv gesunken. Dieser Speicher sei zwar immer noch leicht teurer als das traditionelle Hard Disk Drive (HDD), aber der Preisunterschied werde durch die übrigen Vorteile mittlerweile wettgemacht. Die Verkaufszahlen scheinen dieses Bild zu bestätigen: Im Geschäftsjahr 2019 (Februar 2018 bis Januar 2019) setzte Pure Storage über 1,3 Milliarden US-Dollar um. Weltweit hat die Firma über 6000 Kunden, so etwa Visana und Victorinox in der Schweiz oder auf globaler Ebene Toyota und LinkedIn.

Damit hat die Geschichte von Pure Storage das Zeug zu einem Bilderbuchmärchen aus dem Silicon Valley: innert zehn Jahren von null auf über eine Milliarde Umsatz und einen Börsenwert von 5,8 Milliarden, dank bahnbrechender technischer Innovation. Colgrove erklärt, dass das Startkapital fünf Millionen US-Dollar betragen habe. Er selbst habe sich finanziell als Gründer nicht beteiligt, um seine Geschäfts-

idee möglichst mit viel «smartem Geld» anzureichern. Eine Venture-Capital-Firma mit erstklassigen Start-up-Erfahrungen habe vier Millionen Dollar gegeben, die restliche Million sei von privaten Investoren, sogenannten Business Angels, gekommen. Bewusst habe man nicht auf die grössten Investoren gesetzt, sondern auf das «intelligenteste» Kapital, also solches in Verbindung mit speziellem Branchenwissen oder einem Netzwerk, das beim Aufbau der Firma geholfen habe.

Insgesamt hat Pure Storage bisher rund 1,5 Milliarden US-Dollar an Kapital aufgenommen, davon 430 Millionen beim Börsengang im Oktober 2015. Bislang schreibt das Unternehmen allerdings keine Gewinne. Im letzten Jahr schlug ein Verlust von knapp 180 Millionen US-Dollar zu Buche. Seit der Gründung hat Pure Storage rund eine Milliarde US-Dollar verbrannt. Gemäss Darstellung des Unternehmens sind die Verluste der Preis für die ra-

sante Wachstumsstrategie. Pure Storage baut vor allem im Bereich Technologie und Verkauf massiv Personal auf. Mittlerweile beschäftigt die Firma über 2300 Mitarbeiter und unterhält Verkaufsbüros auf der ganzen Welt. Damit hat sich Pure Storage als technologischer Herausforderer von Firmen wie Dell EMC, IBM, HP oder Hitachi positioniert.

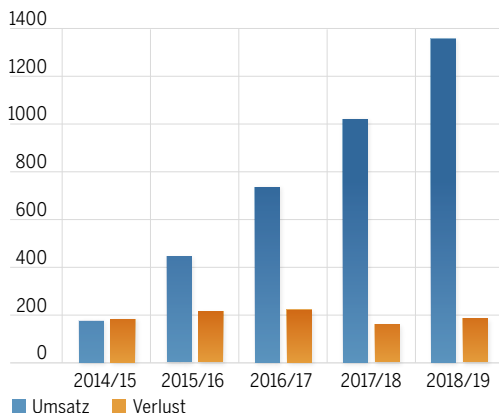
Über die letzten Jahre wuchs der Umsatz von Pure Storage konstant um über 30 Prozent. In den letzten Jahren hat sich die Firma – am Markt ist sie seit 2012 – global auf Platz sechs im Markt für externe Speichermedien vorgekämpft. Jahr für Jahr jagt «Coz» den Konkurrenten, allen voran Platzhirsch Dell EMC, Marktanteile ab.

Nicht nur bei der Technologie will «Coz» Colgrove neue Massstäbe setzen. Er sagt, Pure Storage habe auch einen völlig revolutionären Zugang zum Business-to-Business-Geschäft in der Computerbranche entwickelt: Installation und Einsatz seiner Speichertechnologie sollen ebenso einfach sein wie die Nutzung eines iPhones. «Den Prototyp 2012 liess ich testweise von meinem damals fünf- beziehungsweise siebenjährigen Sohn installieren.» Der Jüngere sei daran gescheitert, der Ältere habe es geschafft. Schluss machen will «Coz» auch mit einer, wie er es sieht, in seiner Branche üblichen Unsitte: «Der Kunde wird vielfach gezwungen, langjährige Serviceverträge abzuschliessen, bei denen die Rechnungen für den Unterhalt Jahr für Jahr teurer werden, je älter das im Einsatz stehende Produkt ist.»

Bei Pure Storage gebe es eine Garantie, dass die Unterhaltskosten mit den Jahren nicht ansteigen. «Grosse Tech-Firmen waren bislang nicht als besonders kundenfreundlich bekannt. Das wollen wir ändern.» Colgrove hat ein Big-Data-Analysesystem gebaut, an das sämtliche weltweit im Einsatz stehende Pure-Storage-Hardware angeschlossen ist. Wenn irgendwo ein Problem auftritt, wird davon eine Art technologischer Fingerabdruck erstellt, der zur Früherkennung des gleichen Problems bei anderen Kunden dient.

Entwicklung bei Pure Storage

Umsatz und Verlust, in Millionen US-Dollar



QUELLE: PURE STORAGE

Bilderbuchmärchen aus dem Silicon Valley.

Laut Colgrove gibt es für Start-ups einen Schlüssel zum Erfolg. In der Anfangsphase gehe es, nebst der Idee natürlich, «um die richtige Mischung aus Geld und den besten Ingenieuren». Ein Start-up müsse sich ganz radikal auf seinen Auftrag konzentrieren. Die maximale Produktivität erreiche man dann, wenn alle Mitarbeiter im selben Büro sässen und lange arbeiteten. Im Fall von Pure Storage hiess das: an der Hardware tüfteln, welche immer mehr Daten auf kleinerem Raum unterbringt, und die Software optimieren, welche diese Hardware steuert. Zu Beginn habe man auf einer knapp fünfzehn Meter hohen Speichereinheit 6 Terabyte speichern können. «Mittlerweile stehen wir bei 600 Terabyte.»

Von Home-Office in der Anfangsphase hält «Coz» wenig: «Wenn man versucht, die physische Präsenz durch E-Mail, Telefonkonferenzen oder Messenger zu ersetzen, dann leidet sofort die Produktivität.» Mit zunehmender Entwicklung der Firma gehe es dann darum, die am Anfang bei den Gründern liegende Verantwortung zu verteilen. «Man muss für jeden

«Man muss für jeden Bereich Leute finden, die darin besser sind als man selber.»

Bereich Leute finden, die darin besser sind als man selber.» Langfristig erfolgreich seien nur Unternehmen, die sich beständig hinterfragen würden. «Wenn Sie mit einem Geschäft anfangen, dann gehen Sie von gewissen Annahmen aus.» Die meisten dieser Annahmen erwiesen sich aber mit der Zeit als überholt. «Gerade für grössere, etablierte Firmen ist es unglaublich schwierig, damit umzugehen, wenn sich ihre Grundannahmen ändern.» Dieses Schicksal, so «Coz» Colgrove, erlitten derzeit seine grösseren Konkurrenten.

Damit sein Unternehmen nicht denselben Fehler macht, stellt er den Begriff des *ownership*, also des Eigentums, ins Zentrum seiner Firmenkultur. Jeder Mitarbeiter, von der Rezeptionistin bis zu ihm selber, soll sich als Eigentümer verstehen. Wenn diesem etwas auffalle, was man besser machen könne – «und zwar nicht nur im eigenen kleinen Feld» –, dann solle er das weiterverfolgen. Um dieses Denken zu fördern, vergibt Pure Storage regelmässig interne Preise für die besten Ideen und beteiligt die Mitarbeiter auch finanziell am Unternehmenserfolg.

Trotzdem: Die teure Wachstumsstrategie ist nicht ohne Risiko. Doch Colgrove ist überzeugt, dass er mit seiner grossen Wette recht behalten wird: «Irgendwann im nächsten Jahrzehnt», sagt «Coz», «wird Flash günstiger sein als bisherige HD-Drives.» Dann gebe es keinen Grund mehr, auf die veraltete HDD-Technik zu setzen. Als Technologieführer bei Flash-Speichern sei Pure Storage dann in einer hervorragenden Ausgangslage. «Unser Ziel ist Platz eins!» ○



Inside Washington

Onkel Joe

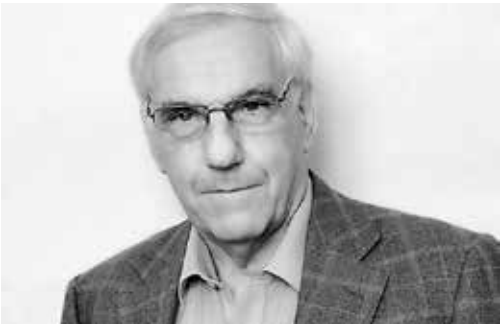
Frauen erinnern sich an unliebsame Begegnungen mit dem Demokraten Joe Biden.

Der frühere US-Vizepräsident Joe Biden sollte in den kommenden Tagen seine Kandidatur für das Präsidentenamt bekanntgeben. Aber zuerst muss der stolze Biedermann aus Pennsylvania erklären, wie er es mit den Frauen hat.

Seit fast einem halben Jahrhundert bekleidet der 76-Jährige öffentliche Ämter. Zahlreiche Filmaufnahmen zeigen, wie er unzählige Frauen und Mädchen in der Öffentlichkeit berührte, packte, küsste, liebte, umarmte und begrabschte. Alle liessen diese Zutraulicherkeiten mit offenkundigem Missbehagen über sich ergehen.

Nun ist eine Frau an die Öffentlichkeit getreten. Die Politikerin Lucy Flores hat von ihren Erfahrungen mit «Onkel Joe» an einem Parteianlass der Demokraten 2014 geschrieben. Sie berichtet, wie Obamas Vizepräsident sie von hinten anging, ihre Schultern packte und sein Gesicht in ihre Haare vergrub. Er habe tief eingatmet und ihr einen heftigen Kuss verpasst – gerade als sie im Begriff war, auf die Bühne zu treten, um sich für das Amt der Vizegouverneurin von Nevada zu bewerben. Biden sagte, dass er sich nicht daran erinnern könne, räumt aber ein, dass sie so was empfunden haben könnte.

Ich fragte auf Twitter: Ist Bidens übergriffiges Verhalten verwerflich? Die konservative Juristin und Journalistin Susan Knowles meinte: «Falls so was in einem Fall sexuelle Belästigung ist, dann ist es auch in jedem andern.» Joan Walsh, eine fortschrittliche Publizistin, mochte meine Frage nicht: «Ich glaube, Vizepräsident Bidens Verhalten wirft in der heutigen Zeit Fragen auf. Aber «Grapscher-Joe», das geht nicht. Gib doch nicht vor, unvoreingenommen zu sein, Amy.» Die *New York Times* warnt, dass Bidens Umgang mit Frauen «eine schnellwachsende Gefahr für seine wahrscheinliche Kandidatur» ist. Stellt sich die Frage, ob er diese Entwicklung im Griff hat. Und noch wichtiger: Hat er sich selber im Griff? *Amy Holmes*



Wettbewerb ums beste Geld

Die Notenbanken bleiben in Negativzins-Regimes verhaftet. Wenn das noch lange so weitergeht, wird man sich in der Wirtschaft die Schaffung einer eigenen Währung überlegen müssen.

Von Kurt Schiltknecht

Die Notenbanken, die sich Negativzinsen auf ihre Fahne geschrieben haben, machen noch immer keine Anstalten, diese abzuschaffen. Im Gegenteil: Die Europäische Zentralbank hat vor kurzem bestätigt, dass sie länger als geplant an ihrer Politik festhalten will. Statt eine saubere Analyse der Vor- und Nachteile von Negativzinsen zu präsentieren, lassen ehemalige Mitarbeiter von Notenbanken oder Professoren Versuchsballone steigen mit dem Gedanken-spiel, bei der nächsten Wirtschaftsabschwächung die Negativzinsen noch zu erhöhen. Ein solcher Schritt würde dann zwangsläufig zu negativen Zinsen (eigentlich Steuern) auf Banknoten, also Bargeld, führen.

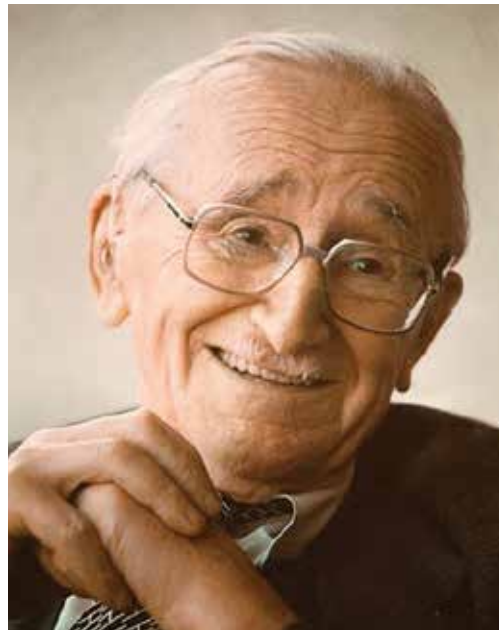
Sollten solche Ideen Eingang ins Denken von Notenbankchefs finden, dann müsste über eine alternative Währung zum Euro oder zum Franken nachgedacht werden. Das könnte eine Kryptowährung sein. Unter den heutigen politischen Verhältnissen ist die Schaffung von alternativen Währungen schwierig. Die nationalen Währungen werden durch eine Flut von Vorschriften bevorteilt und geschützt. So ist der Franken in der Schweiz das einzige gesetzliche Zahlungsmittel, und die Bankreserven müssen zum grössten Teil in Franken gehalten werden. Auch die Anlagevorschriften bei Versicherungen und Pensionskassen schreiben einen bestimmten Anteil von Anlagen in Franken vor.

Die Idee konkurrierender Währungen hat seinerzeit der verstorbene Nobelpreisträger Friedrich von Hayek aufgebracht. Solange die Notenbanken eine einigermaßen vernünftige Geldpolitik betrieben, besass dieser Vorschlag keine Durchschlagskraft. Die Idee von Hayek beruht auf der Überlegung, dass der Wettbewerb um das «beste» Geld die Notenbanken zwingen würde, eine im Interesse der gesamten Wirtschaft stehende Geldpolitik zu verfolgen. Nachdem die Zentralbanken sich mit ihrer Negativzinspolitik und der übermässigen Ausweitung ihrer Bilanzsummen verrannt haben und die Gefahr von noch höheren Minuszinsen und Bilanzverlängerungen nicht mehr ausgeschlossen werden kann, müssen Alternativwährungen nun ernsthaft in Betracht gezogen werden.

Bei einer weiteren Erhöhung der Negativzinsen würden die Eigentumsrechte der Sparer noch mehr mit Füßen getreten als bisher, und die AHV, die Pensionskassen und andere Sozialwerke würden bedroht. Verschärfte Negativzin-

sen würden auch das europäische Bankensystem schwächen. In welchem desolaten Zustand sich dieses, nicht zuletzt wegen der Negativzinsen, im Vergleich zu Amerika befindet, sollte den europäischen Notenbanken auch schon aufgefallen sein.

Ein Wettbewerb um das «beste» Geld würde die Zentralbankverantwortlichen zwingen, wieder einmal über ihre Aufgaben nachzudenken. Sie müssten überlegen, ob es wirklich im Interesse der gesamten Volkswirtschaft ist, die Geldpolitik primär auf den Wechselkurs (Fall SNB) oder



Alternativwährung: Nobelpreisträger Hayek.

auf die Verhinderung von Staatsbankrotten (EZB) auszurichten. Im Moment trübt allerdings der fixe Glaube, dass nur ein Festhalten an der Politik der Geldschwemme und an den Negativzinsen eine Krise verhindern könne, den Blick der Notenbanken für die wirtschaftliche Realität.

Bei einer Abschwächung der Wirtschaft gäbe es wesentlich bessere und wirksamere Instrumente als eine Intensivierung oder Fortsetzung der Negativzinspolitik. Doch die Minuszinsen und die Bilanzausweitungen haben sich in den Köpfen der Notenbankleute festgesetzt. Diese Ideen auszurotten, ist ein schwieriges Unterfangen. Die Notenbanker wollen einfach nicht zur Kenntnis nehmen, dass Negativ- oder Nullzinsen vor allem die Zweifel an einer nachhaltigen Wirtschaftsentwicklung mehren. Denn

Unternehmer müssen davon ausgehen, dass die Minuszinsen wegen ihrer schädlichen Wirkung über kurz oder lang wieder abgeschafft werden. Bei einer Normalisierung der Geldpolitik ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass es wegen der bis dahin durch die Negativzinsen ausgelösten Verzerrungen auf den Immobilien- und Finanzmärkten zu grossen Störungen in der Wirtschaft kommen wird. Solche Perspektiven stimmen die Wirtschaftsleute vorsichtig, und bei den Investitionen zeigen sie trotz der extrem niedrigen Zinsen Zurückhaltung. Die einzigen, die sich nicht um die Folgen der Negativzinsen kümmern, sind die Politiker. Sie können dank der niedrigen Sätze die Ausgaben-schatulle noch mehr öffnen.

Fehlender Wille der Politiker

Zu viele (Notenbank-)Ökonomen blenden solche Überlegungen aus und glauben, dass die Wirtschaft auf Zinsänderungen in einem Null- und Negativzinsumfeld genau gleich reagiert wie bei normalen Verhältnissen. Bleiben dann die erwarteten Ergebnisse von Negativzinsen aus, wird – statt dass man nachdenkt – noch mehr Geld geschaffen oder es werden die Zinsen noch stärker ins Minus getrieben. Dabei gibt es wesentlich effektivere Mittel, um einer Abschwächung der Wirtschaft in einem Zinsumfeld von null zu begegnen. Beispielsweise lässt sich eine Verbesserung der Wirtschaftsstimmung am schnellsten und wirksamsten durch eine Rückzahlung von bereits bezahlten Steuern an die Unternehmen und Bürger oder mit der Abschaffung von kostspieligen Regulierungen erreichen. Infrastrukturausgaben sind ebenfalls ein gutes Mittel dafür, doch braucht deren Umsetzung mehr Zeit.

Die Probleme der gegenwärtigen Wirtschaftsentwicklung ist nicht der Mangel an Notenbankliquidität, sondern der fehlende Willen der Politiker, die Rahmenbedingung der Wirtschaft zu verbessern, die Bankenprobleme zu lösen oder das Schuldendilemma anzupacken. Statt sich die Hände schmutzig zu machen, ziehen es die Politiker vor, dass die Notenbanken die Wirtschaft weiter mit Geld fluten. Dass aber eine solche Politik, insbesondere eine Verschärfung der Negativzinsen, nur signalisiert, dass man sich noch weiter von der wirtschaftlichen Normalität wegbewegt, scheint sie nicht zu berühren.



Hertz



WEIL JEDER MONAT ANDERS IST.

Die Frühlingsgefühle kommen auf, und so langsam könnte der winterlich ausgestattete SUV einem sportlichen Cabrio weichen? Sie sehnen sich generell mal wieder nach etwas Abwechslung auf vier Rädern oder bei Ihnen steht demnächst ein Projekt an, für das Sie ein Auto auf Zeit benötigen? Kein Problem: Hertz MiniLease bietet Ihnen dank Langzeitmieten ab einem Monat immer genau das Auto, das am ehesten Ihrem aktuellen Bedarf entspricht.

Der Besitz eines Autos ist ein kostspieliges und ziemlich unflexibles Vergnügen. Zum Kaufpreis oder der monatlichen Leasingrate kommen noch die Unterhaltskosten wie die Versicherung, die Strassenverkehrssteuer sowie Service und Reparaturen dazu. Wenn der fahrbare Untersatz doch wenigstens alle Ansprüche erfüllen und möglichst regelmässig genutzt werden könnte. Aber oft bräuchte man für eine bestimmte Periode ein anderes Auto als das eigene. Zum Beispiel einen Kombi, um mit diesem im Winter regelmässig in die Berge zu fahren und dort dem Wintersport zu frönen. Im Sommer wäre dann ein Cabrio wieder viel willkommener.

Der Autovermieter Hertz hat dieses Problem erkannt und deshalb das Mietangebot Hertz MiniLease ins Leben gerufen. Hier kann ab einer Mietdauer von einem Monat bedarfsgerecht ein Auto aus der umfangreichen Flotte mit mehr als 125 Modellen von 25 verschiedenen Marken ausgewählt werden – bei Nichtmehrgebrauch wird es einfach zurückgebracht oder auf Wunsch gegen ein anderes Modell getauscht. Etwa den Kombi gegen ein Cabrio oder den Allradler gegen einen Sportwagen.

ALLES INKLUSIVE

In den attraktiven Mietraten von Hertz MiniLease sind sämtliche Unterhaltskosten abgedeckt. Dazu zählen nicht nur die Versicherung, die Strassenverkehrssteuer und die Wartung, sondern auch eine jahreszeitgerechte Bereifung und die

Autobahnvignette. Einzig der Treibstoff wird direkt durch die Mieterin oder den Mieter bezahlt. Den «All-Inclusive-Gedanken» untermauert auch die Tatsache, dass je nach Modell bis zu 4000 Freikilometer inbegriffen sind. Um Themen wie Wartungsintervalle, Verschleiss oder Wertverlust muss man sich also keine Sorgen machen. Einfach fahren und geniessen.

Stichwort Genuss: Hertz MiniLease hat auch ganz hedonistische Vorzüge. Das Leben ist viel zu kurz, um immer nur das gleiche Auto zu fahren. Lieber sollte man sich dann und wann etwas Spezielles gönnen – am besten jeden Monat wieder aufs Neue. Weil das Autofahren vor allem in der Freizeit mit wechselnden Autos noch viel mehr Spass macht, nennt Hertz das MiniLease-Angebot für Private auch passend «MiniLease Leisure». Für Unternehmenskunden dürften die pragmatischen MiniLease-Benefits mehr im Vordergrund stehen, trotzdem haben natürlich auch sie über «MiniLease Business» den eingeschränkten Zugang zur kompletten Hertz-Flotte, die vom SUV über die Luxuslimousine bis hin zum packfreudigen Nutzfahrzeug keine Wünsche offen lässt.

JETZT ENTDECKEN
HERTZMINILEASE.CH
minilease@hertz.ch
+41 44 732 12 65

Greta GmbH

Die ernste und fragil wirkende Greta Thunberg ist ein menschlicher Schild, der jede rationale Diskussion verhindert. An der Sechzehnjährigen hängt inzwischen eine ganze Industrie. Wie konnte es so weit kommen? *Von Katerina Janouch*



Du sollst dich fürchten: Greta Thunberg (2. v.l.) im Familienkreis.

Die Massenhysterie um die sechzehnjährige Klima-Ikone Greta Thunberg greift immer weiter um sich. Am 3. Januar wurde Greta sechzehn, und seit sie im August 2018 mit ihrem Klimastreik begann, wird sie als Klimaretterin gefeiert. Das US-amerikanische Magazin *Time* nahm sie sogar in die Liste der politisch einflussreichsten Teenager 2018 auf. Für viele ist sie eine anbetungswürdige Sektenführerin (wer sich nicht verneigt, gilt als schlechter Mensch). Sie wurde für den Nobelpreis vorgeschlagen, und am jüngsten «Schulstreik» für das Klima beteiligten sich Hunderttausende von jungen Leuten in mehr als hundert Ländern.

Schwänzen fürs Klima

Gretas Bewegung wächst rasch, und sie selbst ist mehr oder weniger vom Schulbesuch befreit. Sie folgt, fast wie eine Priesterin, ihren eigenen Regeln, worauf zahlreiche Kritiker aufmerksam machen. «Kinder sollten am Unterricht teilnehmen und lernen, wie die Welt funktioniert, so dass sie sich nicht lächerlich machen mit der Behauptung, die Welt werde in zehn Jahren untergehen», wie jemand anmerkte. Greta dagegen findet, dass der Schulbesuch angesichts eines sich abzeichnenden Weltuntergangs sinnlos sei. Was solle man denn lernen, wenn es keine Welt mehr gebe, in der man leben könne?

Von Australien bis Nepal, von Korea bis zu den Philippinen, von Südafrika bis Finnland – überall auf der Welt schwänzten junge Leute die Schule, um gemeinsam mit ihrem Vorbild Greta ihrer Sorge um das Klima Ausdruck zu geben. Allein in Sydney versammelten sich 30 000 Kundgebungsteilnehmer. In Schweden griff ein Vater sogar zu einer Lüge, um am «Klimastreik» teilnehmen zu können. Er wurde angezeigt, weil er gegenüber seinem Arbeitgeber angegeben hatte, er müsse nach Hause, um sich um sein krankes Kind kümmern zu können. Inzwischen hat



Erwartungen übertroffen: PR-Profi Rentzhog.

die Klimapsychose solche Ausmasse angenommen, dass die Leute ihren inneren Kompass verlieren, nicht mehr ihrem gesunden Menschenverstand trauen.

Für den Klimaschutz auf die Strasse zu gehen, gilt heute als besonders ehrenwert. Auf diese Weise zeigt man, dass man ein guter Mensch ist, der bereit ist, Verantwortung zu übernehmen und alles für die Rettung der Erde zu tun. Unabhängig davon, ob der Klimastreik konkret etwas bewirkt. Denn es geht um Symbole – das ist wichtig für das Selbstbild des politisch korrekten Menschen von heute. Gretas Kritiker fragen denn auch, ob sie eine vergleichbare Begeisterung auslösen würde, wenn sie für mehr Atomenergie streiken würde. Oder hätte man sie einfach in die Schule zurückbeordert und ihr das Etikett «rechts» angehängt? Wir wissen es nicht, denn ein solches Szenario wird es nicht geben.

Im Zentrum des Medienhypes steht dieses junge, blasse Mädchen mit Zöpfen, das nie konkret sagt, welche Massnahmen zu ergreifen sind, damit das Klima wirklich gerettet wird. Sie wiederholt immer nur, dass wir keine Zeit mehr haben und dass wir Angst haben sollten und dass viele Dinge getan werden

Dass namhafte Wissenschaftler Gretas Visionen widersprechen, spielt keine Rolle.

müssten. Keine Frage, an Greta hängt inzwischen eine ganze Industrie. Der PR-Guru Ingmar Rentzhog dürfte sich freuen, ein Phänomen geschaffen zu haben, das alle Erwartungen übersteigt. Unklar ist, wer in Gretas Umfeld die Strippen zieht. Ihre engsten Berater dürften dafür sorgen, dass gierige Unternehmer nicht Einfluss gewinnen, jedenfalls keinen sichtbaren. Denn das würde der Sache, für die Greta steht, durchaus schaden.

Kaum jemand fragt sich, welche Auswirkungen die massive Aufmerksamkeit und der Rummel auf ein junges Mädchen haben werden, das noch nicht weiss, wie die Medien funktionieren, auf einen Teenager mit einer neurologischen Störung. Wer interessiert sich wirklich für die Person Greta und dafür, wie sehr ihr dieser ganze Zirkus langfristig schaden wird? Aber vielleicht ist ihre Krankheit ja auch ein Segen für sie: Vielleicht kann sie den Rummel und ihre Berühmtheit abschütteln, weil sie intuitiv ahnt, dass all das nicht von Dauer ist.

Das Klima ist ein dankbares Thema, wenn andere gesellschaftliche Probleme unlösbar erscheinen. Das Klima hat keine Hautfarbe, keine Religion, und es kann sogar cool sein, seine Riesenangst vor einem möglichen Abschmelzen des Polareises zum Ausdruck zu bringen. Dass dies ein Spektakel ist, das weitgehend auf Emotionen beruht, ist ebenso unwichtig wie die Tatsache, dass es namhafte Wissenschaftler gibt, die Gretas Visionen widersprechen.

«Auch wenn wir es trivial finden oder uns darüber amüsieren – in Zeiten von sozialen Krisen und Ängsten ist das infantilistische Ethos besonders verlockend. Die Vorliebe für das Einfache, Leichte und Schnelle verrät eine natürliche Affinität zu bestimmten politischen Lösungen, und zwar charakteristischerweise nicht besonders intelligenten.»

Dieses Zitat stammt von Simon Gottschalk, einem Soziologieprofessor an der Universität von Nevada in Las Vegas, und ist einem Beitrag entnommen, der im August 2018 in dem Blog «The Conversation» und auf Salon.com erschien. Gottschalk erinnert in diesem Zusammenhang an den französischen Anthropologen Claude Lévi-Strauss, der 1946 die Vereinigten Staaten besuchte und verblüfft war über die In-



Soziologe Gottschalk.

fantilität der amerikanischen Kultur. Er fand dieses kindliche Element charmant. Heutzutage jedoch finden immer mehr Intellektuelle diese Einstellung keineswegs charmant, sondern eher beunruhigend, ja gefährlich.

Gottschalk verweist auf das Buch des Politikwissenschaftlers Benjamin R. Barber, «Consumed. Wie der Markt Kinder verführt, Erwachsene infantilisiert und die Demokratie untergräbt». Barber ist vor allem bekannt für seinen Bestseller «Coca-Cola und Heiliger Krieg», in dem es um den Kampf zwischen ökonomischer Globalisierung und verschiedenen Formen von Extremismus geht. Barber plädiert für eine «starke Demokratie», in der die Macht so weit wie möglich bei den Bürgern liegen solle, und dafür, dass die Bürger ihre Macht nicht an Repräsentanten abgeben sollten, die in ihrem Namen agieren.

Banale Argumente und Schlagworte

Die ernste und fragil wirkende, zugleich aber starke Greta Thunberg und ihre jungen Anhänger sind menschliche Schilde, die jede rationale Diskussion verhindern. Man kann nichts Kritisches vorbringen, weil man damit riskiert, den Kindern Schaden zuzufügen. Die

Debatte beschränkt sich daher auf banale emotionale Argumente und infantile Schlagworte. Viele Beobachter weisen darauf hin, dass dies der Klimadebatte und damit auch der Demokratie selbst schadet.

«Demokratische Entscheidungsprozesse verlangen Debatten, erfordern Kompromisse und gehen nicht ohne kritisches Denken», schreibt Gottschalk, «unterschiedliche Standpunkte müssen erwogen, künftige Entwicklungen antizipiert und durchdachte Gesetze formuliert werden. Wie sieht die schnelle, leichte und einfache Alternative zu diesem politischen Prozess aus? Man kann sich unschwer ausmalen, dass infantile Gesellschaften zu autoritären Herrschaftsformen tendieren.»

Die Politiker reiben sich die Hände, wenn sie – rechtzeitig vor den Europawahlen – die Aufmerksamkeit auf ein anderes Thema lenken können. Im Mittelpunkt stehen die Kinder, leicht manipulierbar und steuerbar. Genau wie die Erwachsenen im Hintergrund, die sich bereitwillig von einer jungen Jeanne d'Arc blenden lassen, während die herrschenden globalen Eliten zerschlagen, was von Europa noch geblieben ist.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Nicolas Meylaender und David Boller

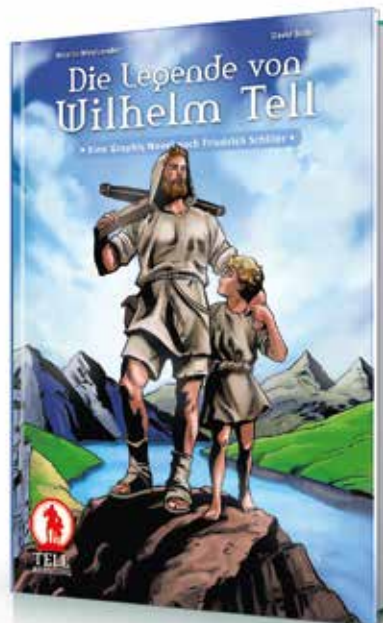
Die Legende von Wilhelm Tell

Eine Graphic Novel nach Friedrich Schiller

Das Comic-Buch erzählt die Geschichte des Schweizer Nationalhelden Wilhelm Tell, seinen Kampf gegen Landvogt Gessler, gegen das habsburgische Imperium und für eine unabhängige Eidgenossenschaft im frühen 14. Jahrhundert. Originalgetreu von Schillers bekannter Geschichte übernommen und mit detailreichen und schönen Zeichnungen versehen, bietet dieser Comic das ideale Lesevergnügen für alle Altersgruppen.

Diese neue Adaption «Die Legende von Wilhelm Tell» ist ein moderner und einfach zugänglicher Comic, der neue Leser für den Mythos begeistert wird.

48 Seiten, vierfarbig, gebunden (Hardcover). ISBN 978-3-906885-01-8



Platin-Club-Spezialangebot

Nicolas Meylaender und David Boller:
«Die Legende von Wilhelm Tell»
Eine Graphic Novel nach Friedrich Schiller

Spezialangebot

Fr. 15.00 statt Fr. 18.95 inkl. Versand

Bestellung

Senden Sie eine E-Mail mit dem Vermerk «Platin-Club» und Ihrer vollständigen Adresse an info@tellbranding.ch, oder rufen Sie uns an über Telefon 044 786 14 17.

Tell Branding GmbH, Samstagerstrasse 105, 8832 Wollerau, www.tellbranding.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Bestellen Sie die attraktivsten Abos der Schweiz!

Gültig nur bis 30. November 2019!

PILATUS
LUZERN

Sofort-Gewinn!

Gewinnen Sie 1 von 20 unvergesslichen Nächten auf dem Pilatus!

Inkl. Berg- und Talfahrt, Willkommensapéro, 4-Gang-Dinner am Abend, Übernachtung im Hotel Pilatus-Kulm *** Superior für 2 Personen, Reichhaltiges Frühstücksbuffet

Gleich Gewinn prüfen:
www.presseshow.ch



Sonntagszeitung ^E
8 Wochen Fr. 20.–
statt Fr. 48.–

NZZ am Sonntag ^E
3 Monate Fr. 26.–
statt Fr. 78.–

Schweiz am Wochenende ^E
10 Wochen Fr. 25.–
statt Fr. 36.–*

Tages-Anzeiger ^E
5 Wochen Fr. 20.–
statt Fr. 77.50

Neue Zürcher Zeitung ^E
3 Monate Fr. 71.–
statt Fr. 213.–

Finanz und Wirtschaft ^E
5 Wochen Fr. 25.–
statt Fr. 68.75*

Schweizer Bauer ^E
3 Monate Fr. 52.–
statt Fr. 108.–*



annabelle ^E
4 Ausgaben Fr. 20.–
statt Fr. 36.80

Schweizer Familie ^E
8 Wochen Fr. 20.–
statt Fr. 52.–

Tierwelt
12 Wochen Fr. 25.–
statt Fr. 72.–*

Die Weltwoche ^E
5 Wochen Fr. 25.–
statt Fr. 42.50*

Umbauen + Renovieren ^E
4 Ausgaben Fr. 25.–
statt Fr. 34.–*

Kochen
4 Ausgaben Fr. 20.–
statt Fr. 39.20*

wir eltern
3 Ausgaben Fr. 20.–
statt Fr. 36.–*

natürlich
4 Ausgaben Fr. 20.–
statt Fr. 39.20*

SPICK
2 Monate Fr. 19.–
statt Fr. 25.–*

YOGA! Das Magazin
3 Ausgaben Fr. 25.–
statt Fr. 37.50*

Das Ideale Heim ^E
4 Ausgaben Fr. 25.–
statt Fr. 40.–*

DAS EINFAMILIENHAUS ^E
4 Ausgaben Fr. 25.–
statt Fr. 36.–*



HÄUSER MODERNISIEREN ^E
4 Ausgaben Fr. 27.–
statt Fr. 36.–*

RAUM UND WOHNEN ^E
4 Ausgaben Fr. 30.–
statt Fr. 40.–*

WOHNMOBIL & CARAVAN ^E
5 Ausgaben Fr. 35.–
statt Fr. 42.50–*

wohnrevue ^E
4 Ausgaben Fr. 29.–
statt Fr. 48.–*

Bergwelten
3 Ausgaben Fr. 25.–
statt Fr. 27.–*

FIT for LIFE
3 Ausgaben Fr. 20.–
statt Fr. 37.50*

PCtipp inkl. ESET Internet Security ^E
6 + 1 Ausgaben Fr. 28.–
statt 34.–

^E inkl. E-Paper resp. Digital-Abo
* Im Einzelverkauf

Ich profitiere vom Sonderangebot und bestelle folgende Abonnemente.

Dabei nehme ich automatisch an der Verlosung teil.

Zeitungen

- Finanz und Wirtschaft
- Neue Zürcher Zeitung
- NZZ am Sonntag
- Schweiz am Wochenende
- Schweizer Bauer
- Sonntagszeitung
- Tages-Anzeiger

Zeitschriften

- annabelle
- Bergwelten
- DAS EINFAMILIENHAUS
- Das Ideale Heim
- Die Weltwoche
- FIT for LIFE
- HÄUSER MODERNISIEREN
- Kochen
- natürlich
- PCtipp inkl. ESET Security
- RAUM UND WOHNEN
- Schweizer Familie
- SPICK
- Tierwelt
- Umbauen + Renovieren
- wir eltern
- wohnrevue
- YOGA! Das Magazin

Meine Adresse

Name: _____

Vorname: _____

Strasse/Nr.: _____

PLZ/Ort: _____

Telefon: _____

E-Mail: _____

Ich nehme nur an der Verlosung teil. Bitte teilen Sie mir mit, ob ich gewonnen habe.

Falls Sie gerade über keinen Internetzugang verfügen, bitte Antwortkarte retournieren an: **SCHWEIZER MEDIEN, Presseshow, Postfach, 8099 Zürich**

Einsendeschluss: 30. November 2019, Angebot nur in der Schweiz und für Neuabonnenten gültig. Probeabo oder Abo inkl. 2,5 % MwSt. Der Gewinn wird nicht bar ausbezahlt. Über dieses Gewinnspiel wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Teilnahmebedingungen siehe unter: presseshow.ch.

SCHWEIZER MEDIEN
MÉDIAS SUISSES | STAMPA SVIZZERA | SWISS MEDIA

Tiger-Mamas nerven mit Erfolg

Bisher waren sich Psychologen und Pädagogen einig: Eltern, die ihre Kinder überbehüten und von früh auf trimmen, ziehen unselbständige Erwachsene heran. Ökonomische Studien kommen zum gegenteiligen Schluss. *Von Peter Keller*

Vieles an einer Kindheit in den siebziger oder achtziger Jahren ist in unvorstellbare Ferne gerückt: etwa ohne Mutter oder Vater in Sichtweite auf dem Spielplatz oder auch nur im Garten spielen, sofern dieser nicht einwandfrei befestigt ist und blickdichte Zäune hat. Höhepunkt dessen, was gemeinhin und immer leicht höhnisch «helicopter parenting» (Helikopter-Elternschaft) genannt wird, war die 2017 eingeführte Smartwatch, verächtlich auch «elektronische Handfessel» genannt: eine mit dem elterlichen Smartphone verlinkte Uhr, über die Eltern den Aufenthaltsort der Kinder lokalisieren oder sogar deren Gespräche abhören können. Fürsorgliche Totalüberwachung.

Natürlich ändern sich die Erziehungsmethoden parallel zu den Änderungen, denen eine Gesellschaft unterworfen ist. Allerdings unterscheidet sich das Elternsein in westlichen Gesellschaften heute teilweise drastisch von Erziehungsstilen der Nachkriegsjahrzehnte. Bis vor ein paar Jahren bestand relativ unabhängig von Bildungs- oder Vermögenshintergründen weitgehend Konsens: Man muss nicht jeden Schritt der Kinder lauend und ängstlich verfolgen, auf die Minute getaktete Freizeitprogramme nach der Schule sind auch nicht nötig, zumindest nicht bei Kleinkindern oder im Primarschulalter. Es reichte, wenn das Kind vom Spielen draussen rechtzeitig zum Essen heimkam.

Welche Baumwolle für den Strampler?

Heute dagegen herrscht eine Kakophonie unzähliger Ideen und Besserwissereien vor: Wie lange soll man stillen, was zu essen geben, Touchscreen, ja oder nein, welche Baumwolle für den Strampler, den Winterpullover, das Kopfkissen? Eltern beschimpfen und kontrollieren einander auf unzähligen Internetforen, Blogs und Kommentarleisten zum Thema Elternschaft. Einer der umstrittensten und trotzdem beliebtesten Erziehungsstile ist das erwähnte «helicopter parenting». Psychologen, Soziologen und Journalisten sind sich einig: Helikopter-Eltern nerven, übertreiben, ziehen in jeder Hinsicht unselbständige Kinder zu lebensunfähigen Erwachsenen heran.



Fürsorgliche Totalüberwachung.

Doch nun gibt es neue Erkenntnisse: Kinder von stark Einfluss nehmenden Eltern haben im Gegensatz zu Kindern von Laissez-faire Eltern grösseren schulischen Erfolg, sind gesünder und haben mehr Selbstvertrauen.

Warum Eltern eine Erziehungsmethode bevorzugen, die zugleich bevormundend und exzessiv auf Förderung und Bildung ausgerichtet ist, und warum dieses Vorgehen nicht lächerlich, sondern höchst erfolgreich ist, erklären die als Professoren in den USA lehrenden Ökonomen Matthias Doepke (Northwestern University) und Fabrizio Zilibotti (Yale) in dem Anfang Jahr auf Englisch erschienenen Buch «Love, Money & Parenting». Und es ist wohl kein Zufall, dass die auf empirischen Studien basierende Verteidigungsschrift nicht von Pädagogen, sondern von ideologiefernen Wirtschaftswissenschaftlern stammt.

Nicht nur in den USA prägen entschlossen dreinblickende Tiger-Mamas, die ihre Kinder in panzerartigen SUVs bis ins hohe Teenageralter zu jeder nur denkbaren Aktivität fahren, das öffentliche Bild einer überdrehten Elternschaft. Gegenüber der Fachzeitschrift *Psychology Today* erzählen Doepke und Zilibotti auch

aus persönlicher Warte: Ihre Eltern hätten ihnen noch viel mehr Freiheit zugestanden als sie ihren Kindern. Schulleistungen seien erst dann zum Thema geworden, wenn eine Nichtversetzung drohte.

Bessere Berufschancen

Die beiden Forscher untersuchten Leistungstests von 15-Jährigen weltweit. So ergab beispielsweise die Auswertung des Pisa-Berichts von 2012, bei dem die Jugendlichen auch zum Umgang mit ihren Eltern befragt wurden, dass eine Korrelation besteht zwischen intensiver Erziehung und höheren Punktzahlen. Zu gleichen Ergebnissen kommt die seit 1981 durchgeführte World Value Survey (weltweite Werte-Erhebung): Eltern, die auf Fleiss und Leistungsbereitschaft setzen, treiben ihren Nachwuchs zu grösserem Erfolg – auch innerhalb der gleichen sozialen Schicht. Breitangelegte Studien unter britischen und amerikanischen Teenagern zeigten zudem, dass der Helikopter-Nachwuchs gesünder lebt, weniger Drogen, Alkohol oder Tabak

konsumiert, später Sex hat (und dazu eher Kondome benützt) und generell über ein höheres Selbstwertgefühl verfügt.

Menschen in westlichen Gesellschaften, so die Autoren, werden in Bezug auf ihre Kinder zunehmend von ökonomischen Überlegungen getrieben. Damit ist nicht gemeint, dass Eltern in ihre Kinder investieren, um später im Alter durch Pflege oder Geld von ihnen zu profitieren. Grund für das Helikoptern ist vielmehr das wachsende gesellschaftliche Ungleichgewicht in Industrienationen. Geld, Ökonomie und Umsorgung sind, wie es der Titel des Buches andeutet, gleichberechtigte Komponenten der Kindererziehung.

Wenn die Schere zwischen Arm und Reich weiter aufgeht, gesellschaftliches Fortkommen nicht allen offensteht, sondern zunehmend vom Bildungsweg und von Abschlüssen abhängt, neigen Eltern, die selbst über Bildungs- und Finanzkapital verfügen, zum Helikoptern: In solchen Gesellschaften seien Eltern zunehmend besorgt, dass ihre Kinder abgehängt werden, «und pushen sie darum vom zarten Alter an zu Leistung und Erfolg». Helikopter-Eltern nerven, aber sie erreichen offenbar ihr Ziel. ○



Leni Riefenstahl auf LSD: Video-Stills aus Rammsteins «Deutschland».



Ikone der Woche

In Stein gerammt

Von Michael Bahnerth

Es gibt Musikvideos, die sind wie ein Blitzkrieg. Vor allem, wenn sie aus Deutschland kommen, jenem Land, das Blitzkrieg viel besser kann als Stellungskrieg. In diesen Videos wird alles abgefeuert, was gerade zur Verfügung steht, es ist eine einzige Explosion. Im neuen Video «Deutschland» der Rockband Rammstein, die die Nummer eins ist in jenem Segment, das man die «Neue Deutsche Härte» nennt, sind das: Horror, Mord, Blut, Tragödie, Brutalität, Gewalttätigkeit, Sieg, Niederlage, Massenmord und Schuld, wild durcheinandergemischt durch die Zeiten und Schlachten Deutschlands. Es ist ein grandioses Video, das zu Detonationen der Synapsen führt, und wenn es nach etwas über neun Minuten zu Ende ist, ist das Hirn für Momente noch voller Einschlagslöcher und umschnürt von den Nebelschwaden des Rauches der Geschosse.

Das Video ist ein kunstvoller Kurzfilm, eine surreale Zeitreise mit Bildern grösser als das deutsche Leben. Es ist ein Porträt eines Landes, das stets zwei Seelen in seiner Brust trug. Es ist das Licht, in dessen Schatten eine undurchdringliche Dunkelheit liegt, es ist Leni Riefenstahl auf LSD, eine Explosion von Bildern und Gemütszuständen einer Nation, und Germania, die Mutter

«Deutschland», singt Rammstein, «meine Liebe kann ich Dir nicht geben.»

der Nation, ist eine Schwarze, die Schäferhunde gebärt. Es bricht Tabus, es verletzt, es stösst ab, es versöhnt, es schmerzt, es brennt, es macht aggressiv: Es ist wie Deutschland, jenes Land, das man lieben könnte, wenn es nicht so wäre, wie es ist. «Deutschland», singt Rammstein, «meine Liebe kann ich dir nicht geben.»

Es war, ein paar Minuten nachdem vor einer Woche ein kleiner Ausschnitt unter das Scheinwerferlicht des Landes kam, bereits ein Skandal, weil die Mitglieder der Band sich als KZ-Opfer mit Henkerschlingen um den Hals stilisierten. Deutschlands Medien gaben sich unverzüglich erregt, der Zentralrat der Juden nachdenklich entrüstet: «Wer den Holocaust zu Marketing-Zwecken missbraucht, handelt verwerflich und unmoralisch.»

Das stimmt natürlich, und es ist schon so, dass Rammstein absichtlich diese Sequenz dem deutschen Volke zum verzehrenden Unwohlsein vorgeworfen hatte, auch, um seinen Song ordentlich zu promoten. Nicht gehört wird dabei allerdings, was zu den Bildern gesungen wird, eben dieses: «Deutschland, meine Liebe kann ich dir nicht geben.»

«Ich hungerte nach Liebe»

Helen Meier, die Grande Dame der Schweizer Literatur, wird neunzig. Im Gespräch erzählt sie von ihrem Kampf um Freiheit, ihren Liebschaften zu Frauen und ihrer späten Entdeckung durch Marcel Reich-Ranicki. *Von Rico Bandle*

Dass wir uns ausgerechnet im Gasthaus treffen, wo der Film «Die göttliche Ordnung» über den Kampf ums Frauenstimmrecht gedreht wurde, ist reiner Zufall. Einen passenderen Ort für ein Gespräch mit Helen Meier könnte es aber kaum geben.

Helen Meier gehört zu den herausragenden Schweizer Autorinnen. Jahrzehntlang schrieb sie ausschliesslich für sich, bis Grosskritiker Marcel Reich-Ranicki sie als 55-Jährige persönlich an den Wettstreit um den Ingeborg-Bachmann-Preis einlud – und sie gleich einen Preis gewann. Ein später Durchbruch für eine Frau, die ein Leben lang um Freiheit und Anerkennung kämpfte.

Helen Meier erscheint mit dem Rollator im «Gasthaus zum Hirschen» in Trogen, begleitet vom Zürcher Publizisten Charles Linsmayer, der ihre letzten Bücher herausgebracht hat und sich auch privat um die betagte Autorin kümmert. Die Begrüssung ist herzlich, Meier freut sich über das Mittagessen mit dem Gast aus Zürich. Sie sei eine begeisterte *Weltwoche*-Abonnentin, sagt sie. «Ich lese jede Ausgabe.» Zum Essen bestellt sie Geschnätzelttes mit Butterrösti, isst den ganzen Teller leer und bestellt als Einzige am Tisch noch ein Dessert.

Helen Meiers Gesundheitszustand hat sich in den letzten Wochen etwas verschlechtert. Die Autorin hat ab und zu Mühe, das Gesagte zu verstehen, manchmal hat sie Gedächtnislücken, aber es entwickelt sich doch je länger, je mehr ein angeregtes Gespräch über neun Jahrzehnte als Frau in der Schweiz: von der Kindheit im Krieg über den Kampf um Selbstbestimmung bis hin zu ihrem Erfolg als Autorin.

Sie sind in Mels aufgewachsen, nahe der Grenze zu Österreich. Als der Zweite Weltkrieg begann, waren Sie elf Jahre alt. Was sind Ihre Erinnerungen?

Wir sahen die Rauchsquadronen vom Festungsbau Gonzen, dort wurde gesprengt. Unser Zuhause lag ausserhalb der Verteidigungslinie. Wären die Deutschen gekommen, so hätten wir fliehen müssen. Mein Vater hatte alles dafür vorbereitet, die Kisten standen bereit.

1938 kam die grosse Flüchtlingswelle, die Grenzstation Diepoldsau, wo der bekannte Fluchthelfer Paul Grüninger wirkte, war nicht weit entfernt. Haben Sie von den Flüchtlingen etwas mitgekriegt?

Nein. Ich weiss aber noch, wie während des Kriegs die Soldaten uns Mädchen am Abend jeweils nach Hause schickten. Sie fürchteten wohl, dass wir mit Flüchtlingen anbandeln würden...

Ihre Mutter arbeitete in den Kriegsjahren im örtlichen Rationierungsbüro. Wie muss man sich diese Arbeit vorstellen?

Sie bereitete die Umschläge vor mit den Rationierungsmarken für jede Familie. Je nach Familiengrösse enthielt der Umschlag eine unterschiedliche Anzahl Marken, die zum Einkauf von Lebensmitteln be-

Literatur-Extra

- 50 Helen Meier Gespräch mit der grossen Schweizer Autorin
- 52 Tana French Psychothriller «Der dunkle Garten»
- 53 Jakob Christoph Heer «An heiligen Wassern»
- 54 Eveline Hasler Millionärstochter und Vorzeigekommunistin
- 56 Thomas Mullen Mädchen auf der Müllhalde
- 57 Veia Kaiser Was ist ihr Erfolgsgeheimnis
- 58 Charles Lewinsky Lust am Lügen
- 58 Cary Steinmann Der Stratege vermisst den Mut in der Werbung
- 59 Max Wey Die Schreibe

rechtigten. Sie war sehr exakt, es gab nie Diskussionen.

Auf den alten Fotos sieht man Sie als Mädchen mit Brille.

Ich war oft einsam, wie später im Leben auch. In der Schule war es damals so, dass die besten Schüler hinten sassen, die schlechtesten vorne. Ich war immer eine sehr gute Schülerin, sass also zuhinterst, konnte aber wegen meiner schlechten Augen nicht mehr erkennen, was die Lehrerin an die Tafel schrieb. Also sorgte mein Vater dafür, dass die hinterste Reihe nach vorne durfte...

Die Pubertät war für Helen Meier eine Katastrophe, wie aus mehreren ihrer Texte hervorgeht. Sie hätte gerne die Matura gemacht, um später studieren zu können, das ging aber

nicht, nur der Bruder durfte ans Gymnasium. Sie haderte nicht nur mit ihrem Umfeld, sondern auch mit sich selbst. In einem Tagebucheintrag schrieb sie: «Ich war natürlich mager-süchtig. Nur, dazumal kannte man dieses Wort – geschweige denn das Krankheitsbild – noch nicht. Ich hatte Angst, Frau zu werden. Reinheit und Intellektualität war mein Ideal. Im Schatten lag mein Heisshunger nach Liebe und Sexualität.» Ihre Krise akzentuierte sich, als sie kurz nach Eintritt in das Lehrerseminar bei einem Unfall ihre Schneidezähne verlor. Sie glaubte, ihr Gesicht und damit ihr Leben seien für immer zerstört.

Wenn man von Ihrer Not in der Pubertät liest, so muss man sagen: Es sind exakt dieselben Probleme, die die jungen Frauen der heutigen Selfie-Generation haben: Es geht um Schönheit, Selbstoptimierung – ständig von der Angst getrieben, was andere über sie denken könnten.

Die Angst, nicht zu gefallen und keinen Mann zu finden, ist in einem Mädchen ganz tief drin. Das liegt in der Natur des Frau-seins, das wird sich wohl auch nie ändern. Für mich war es ganz schlimm. Im Lehrerseminar waren wir nur vier Mädchen. Wegen des Unfalls fühlte ich mich nicht wie die anderen und zog mich zurück.

Ihre ersten erotischen Erfahrungen machten Sie mit einem Mädchen. Damals muss das ein enormer Tabubruch gewesen sein.

Ich hungerte nach Liebe. Es war ein Akt der Verzweiflung. Sie war einiges älter als ich, hatte schon einige Erfahrung, was mir sehr gelegen kam.

Sie sagen: «ein Akt der Verzweiflung». Weil die Buben im Lehrerseminar Sie nicht beachteten?

Nein, ich fühlte mich zu Frauen hingezogen. Ich hatte ja später auch immer wieder Beziehungen mit Frauen. Und die Buben waren ja damals gehemmter als wir.

Im Buch «Übung im Torkeln entlang des Falls» spricht Charles Linsmayer die Autorin auf ihre Beziehungen mit Frauen an. Sie antwortet: «Ja, wahrscheinlich bin ich bisexuell. Ich habe es mit einer Frau als wunderbar empfunden. [...] Sie [die Geliebten] mussten ebenso frei sein wie ich und gegenüber den sexuellen Möglichkeiten, die Frauen haben, aufgeschlossen.» Der Drang nach Freiheit, nach einem selbstbestimmten Leben, war bei ihr



«Es waren immer Männer, die mich gefördert haben»: Autorin Meier.

Meiers Märchen

Zum 90. Geburtstag von Helen Meier am 17. April erscheint unter dem Titel «Der weisse Vogel, der Hut und die Prinzessin» eine Sammlung von 23 bisher unveröffentlichten Märchen, die die Autorin als junge Lehrerin Ende der 1950er Jahre geschrieben hat. Die Geschichten sind voller fantastischer Wesen, Hexen und Kobolde, sogar ein lebender Hut kommt vor. Dennoch sind es keine Kindergeschichten, sondern mehrheitlich abgründige Fabeln über Ein-

samkeit, Liebe und Verlust. Immer mal wieder stösst man dabei auf Sätze, die sich einprägen. Wie etwa: «Jemand Toten zu ermorden, ist wirklich nicht nötig, glauben Sie mir.» (rb)



Helen Meier: Der weisse Vogel, der Hut und die Prinzessin.
Mit Illustrationen von Verena Monkewitz, herausgegeben von Charles Linsmayer. Xanthippe. 183 S., Fr. 29.80

immer stärker als jener nach Geborgenheit in der Familie.

Heute sind gleichgeschlechtliche Beziehungen völlig normal. Wie war das damals? Hatten Sie Vorbilder? Zum Beispiel Anneliese Schwarzenbach?

Ich weiss nicht mehr. Bestimmt habe ich Bücher gelesen, bei denen zwei Frauen eine Liebschaft eingingen. Aber ich kann es nicht mehr sagen.

Später hatten Sie 24 Jahre lang eine Beziehung zu einem verheirateten Mann. War das für Sie die Idealform einer Beziehung: geliebt werden und doch frei sein?

Ja, das kann man so sagen. Ich hatte ja einige Liebschaften mit bedeutend jüngeren Frauen und Männern. Das war immer sehr intensiv. Neid und Eifersucht führte oft bald wieder zur Trennung. Das war jedes Mal

«Die Angst, nicht zu gefallen und keinen Mann zu finden, ist in einem Mädchen ganz tief drin.»

schmerzhaft. Mit diesem Mann war es etwas Langfristiges. Meine Vorstellungen von Liebe wurden erfüllt.

Viele Ihrer Geschichten handeln von der Einsamkeit. Ist die Einsamkeit der Preis für die Freiheit?

Ich denke schon. Aber ich habe das nicht bewusst gesucht. Es hat sich so ergeben.

Helen Meier leidet jetzt, im hohen Alter, mehr denn je unter der Einsamkeit. Charles Linsmayer, der vor einigen Jahren ihr Lesebuch «Übung im Torkeln entlang des Falls» herausgegeben hat, inklusive einer umfangreichen Helen-Meier-Biografie, reist einmal pro Woche von Zürich nach Trogen, um sie zu besuchen. Jetzt, im Gespräch, blüht sie auf. Als Linsmayer ein Foto von ihr macht und sie das Bild auf dem Mobiltelefon anschaut, sagt sie euphorisiert: «Ich bin ja gar nicht gealtert, ich habe immer schon so ausgesehen!»

Mit 22 Jahren haben Sie Ihre erste Stelle als Lehrerin angetreten. Ihre Klasse hatte vierzig Schüler, heute undenkbar.

Es ist erstaunlich, aber das klappte gut. Die Kinder waren damals besser erzogen als heute. Was auch anders war: Wenn es Probleme gab, erfuhren die Eltern in der Regel nichts davon, das war eine Angelegenheit zwischen Schüler und Schule.

Zu jener Zeit wurden an gewissen Schulen die Kinder noch geschlagen.

Das habe ich nie erlebt, weder als Schülerin noch als Lehrerin.

Als starke, freiheitsliebende Frau hatten Sie es nicht einfach: Weil Sie eine Frau waren, konnten Sie nicht ans Gymnasium, Frauen

hatten bis 1971 kein Stimm- und Wahlrecht. Haben Sie das als Ungerechtigkeit wahrgenommen?

Ich habe darunter gelitten. Ungerecht fand ich es aber nicht. Ich dachte, es sei einfach so, normal. Natürlich war ich dann eine vehemente Befürworterin des Frauenstimmrechts.

In der Frauenbewegung waren Sie nicht?

Nein. Ich muss auch sagen: Es waren immer Männer, die mich gefördert haben. Peter Lindegger vom Tibet-Institut in Rikon, wo ich gearbeitet habe [Ende der 1960er Jahre, Anm. d. Red.], war von meinen Texten begeistert und fand, man müsse die unbedingt publizieren. Egon Ammann hat mich dann in seinem Verlag aufgenommen, Marcel Reich-Ranicki hat mich persönlich auf Anraten Ammanns zum Ingeborg-Bachmann-Preis eingeladen. Marcel Reich-Ranicki! Der war ein Gott damals. Und mich hat er eingeladen und mir danach einen Förderungspreis überreicht!

Kurz nach ihrem Auftritt beim Bachmann-Preis 1984 erschien im Ammann-Verlag ihr erstes Buch, «Trockenwiese», eine Sammlung von Kurzgeschichten. Ein Leben lang hatte Meier geschrieben, doch erst in einem Alter, in dem andere an die Frühpensionierung denken, wurde sie als Schriftstellerin wahrgenommen. Zwei Romane hat sie veröffentlicht, darunter ihre Autobiografie «Lebenleben» (1989), dazu eine Novelle, unzählige Kurzgeschichten und einige Theaterstücke. Meier erreichte mit ihren Büchern zwar nie die grossen Massen – wie im Leben blieb sie auch im Literaturbetrieb eine Aussenseiterin –, fand aber eine treue Anhängerschaft im gesamten deutschsprachigen Raum. In ihren Geschichten offenbaren sich Begierden, Abgründe, Todesfantasien; die Texte sind ein Abbild ihres ständigen Kampfs um Freiheit, Selbstbestimmung und Liebe. Intensiv, berührend, oft auch traurig.

Sie haben einmal geschrieben: «Ohne dass die Menschen es ahnen, ist ja das Leben nur erträglich, weil es vom Tod erwartet wird.»

Sehen Sie, ich lebe noch! Ist das nicht erstaunlich?

Was kommt danach?

Nichts.

Haben Sie Angst vor dem Tod?

Nein, überhaupt nicht.

Geburtstagsfeier und Buchvernissage:

17. April, 17 Uhr im Festsaal der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhodens in Trogen.

Die Festrede hält Franz Hohler.



«Mein Berater macht mir Angst»: Autorin French.

Neuerscheinungen

Gefährliches Glück

Die irische Schriftstellerin Tana French hat mit dem Psychothriller «Der dunkle Garten» einen Bestseller gelandet. Sie stellte ihn in London den Lesern vor. *Von Rolf Hürzeler*

Ein Verhör ist Folter – auch ohne Daumenschrauben. Dieser Überzeugung ist die irische Schriftstellerin Tana French. Sie sitzt in der Buchhandlung Waterstones am Londoner Piccadilly und spielt ihren Lesern eine polizeiliche Einvernahme vor. «Links der *bad cop*, rechts der *good cop* und dazwischen der eingeschüchterte Verdächtige», wie sie sagt. Dazu gestikuliert die Autorin mit den Armen und ahmt variantenreich die Stimmen der Polizisten sowie des Opfers nach.

Tana French, muss man wissen, ist von Beruf Schauspielerin. Als ihr die grossen Rollen verwehrt blieben, entschied sie sich für das Schreiben. Zuerst ist eine Serie über den fiktiven «Dublin Murder Squad» erschienen, dessen Fälle unter Titeln wie «Grabesgrün» oder «Gefrorener Schrei» auch in Deutsch aufliegen. Jetzt ist French mit dem Psychothriller «Der dunkle Garten» in den Buchhandlungen präsent. Die Kritik ist begeistert: «Das Buch ist packende Unterhaltung und stellt angebliche Gewissheiten in Frage», schreibt die *Sunday Times*. Der *Guardian* konstatiert: «Überraschend windungsreich.»

Im Mittelpunkt steht der 28-jährige Ich-Erzähler Toby Hennessy. Er ist der Typ Sonnenschein, dem alles gelingt – toller Job in einer Galerie, liebevolle Freundin, allseits bewundert. Der Leser lernt ihn mit seinen zwei

Kumpels bei einem Besuch in einem typisch irischen Pub kennen. Jeder kippt einen oder zwei zu viel, jeder gibt gerne etwas an. Aber man bewegt sich mit den Sprüchen und Hänseleien gerade noch im Erträglichen, ohne dass der Abend ausartet. Zu später Stunde kommt Toby nach Hause, und dort verändert sich sein Leben. Er wird kurz und klein geschlagen, kommt erst in einem Dubliner Spital wieder zu sich – der Beginn von Tobys Albtraum.

Zwischen Gut und Böse

«Mich interessierte beim Schreiben ein Mensch, dem alles gelingt», sagt Tana French über ihren Protagonisten, «denn dabei geht die Empathie verloren.» Tolle Hechte könnten sich nicht vorstellen, dass das Leben der anderen nicht ganz so cool verlaufe. Genau deshalb verkennt laut French ihre Hauptfigur Toby die Gefahren, denen er ausgesetzt ist. «Zu viel Glück ist gefährlich», sagt sie und schaut herausfordernd ins Londoner Publikum, ob jemand zu widersprechen wage.

Die 45-jährige Tana French wirkt auf ihre Leserschaft wie ein in die Jahre gekommener Teenager, der sich mit etwas viel Modeschmuck behängt. Sie trägt die rotgefärbten kurz geschnittenen Haare und scheint keine Minute ruhig sitzen zu können. Ihre Schauspieleinlagen sind unterhaltend; immer wie-

der gönnt sie den Zuhörern ein Bonmot: «Der beste Ermittler von Dublin berät mich. Er macht sogar mir Angst.»

Ganz so schlimm kann diese Angst nicht sein, French verströmt die Aura der Welt-erfahrenen. Die Tochter eines amerikanischen Vaters und einer italienischen Mutter ist in etlichen Entwicklungsländern aufgewachsen, darunter längere Zeit in Malawi. Als junge Frau besuchte sie in Dublin das renommierte Trinity College und arbeitete eine Weile als Schauspielerin für Fernsehen und Bühne. Heute lebt sie mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in Dublin. Im angelsächsischen Raum ist ihr Name seit einigen Jahren ein Begriff. In der Schweiz ist nun «Der dunkle Garten» bei der Leserschaft angekommen.

Für den zusammengestauchten Protagonisten Toby ergibt sich während seiner Rekonvaleszenz die Gelegenheit, seinen an Krebs erkrankten Onkel in einem irischen Landhaus zu betreuen. Toby nimmt sich der Aufgabe gemeinsam mit seiner Freundin Melissa liebevoll an. Doch das Glück betrügt ihn diesmal. Während eines Familienfests entdeckt ein ungezogener Junge, «eine kleine Kanaille», in einem hohlen Baumstamm einen Schädel. Dieser war einst das Haupt eines plötzlich verschwundenen Kumpels von Toby und dessen Clique gewesen.

Ähnlich wie in etlichen Romanen der verstorbenen Schriftstellerin Ruth Rendell ist in «Der dunkle Garten» die Vergangenheit plötzlich allgegenwärtig. Toby merkt nach und nach, wie er seine Familie und seine Kollegen in der Jugendzeit falsch verstanden hat. In langen Trinkorgien mit seinen Verwandten, durchzogen von zahlreichen Joints, erkennt Toby jetzt im Dunst des Schwindels langsam die Bedrohungen, die sein Leben in Frage stellen. Zu spät; Toby sieht sich als Mordverdächtigen zwischen dem guten und dem bösen Cop.

Die Autorin verwendet drei Viertel des Romans darauf, die Charaktere und die gesellschaftlichen Verhältnisse in der modernen irischen Republik filigran auszuleuchten. Erst im letzten Viertel nimmt die Geschichte einen atemberaubenden Verlauf. Seite um Seite eröffnen sich neue Abgründe.

Tana French ist keine Frau der feinen Worte. Wie im Roman entfahen ihr im Gespräch immer wieder ein *shit* oder ein *fuck*. Man spürt, dass diese Frau ihre Botschaft verstanden haben will: Nur wer dem Glück misstraut, darf ihm wirklich vertrauen, ansonsten – wehe!



Tana French: Der dunkle Garten. Fischer Scherz. 656 S., Fr. 25.90

Schweizer Klassiker

Vergessenes Heiligtum

Mit seinem Gebirgsroman «An heiligen Wassern» (1898) eroberte Jakob Christoph Heer hunderttausende Leser. Und schrieb Walliser Tourismusgeschichte. Von Christoph Mörgeli

1897/98 erschien in zahlreichen Folgen in der NZZ eine Fortsetzungserzählung, die der einflussreiche Kritiker Josef Viktor Widmann vom Konkurrenzblatt *Der Bund* als «ersten grossen Gebirgsroman der deutschen Schweiz» bezeichnete. Das bei Cotta in Stuttgart verlegte Buch traf den Nerv der Zeit und bedeutete den ersten Erfolg des NZZ-Feuilletonredaktors Jakob Christoph Heer (1859–1925) bei einem Massenpublikum. Es wehte ein kräftiger Heidi-Geist mit einer Prise Dämonie, viel Tempo, Spannung, emotionaler Erschütterung und am Schluss poetische Gerechtigkeit.



Gebrochener Mann: Schriftsteller Heer.

Die Geschichte aus dem kleinen Oberwalliser Bergbauerdorf St. Peter drängte sich für Verfilmungen geradezu auf: 1930 erschien «An heiligen Wassern» als deutsche Produktion, dreissig Jahre später als Schweizer Heimatfilm mit zahlreichen deutschen Schauspielern.

Das klassische Drama von Romeo und Julia – die Liebesgeschichte eines jungen Mannes und einer jungen Frau aus zwei verfeindeten Familien – spielt vor dem Hintergrund einer dörflichen Gebirgsgemeinschaft am Fin de Siècle. Binia, Tochter des Wirts und Gemeindepräsidenten, und der Wildheuersohn Josua überwinden schliesslich alle Gegensätze und Lagerkämpfe der Sippen, wobei die Segnungen der Technik und der aufkommende Tourismus lange Zeit eher Streit als Frieden stiften. Ein Fluch liegt auf dem Dorf, denn nach jedem Lawenniedergang müssen die zerstörten Holzkännel in schwindelerregender Höhe neu ergänzt werden. Ohne die zuverlässige Versorgung mit Gletscherwasser wäre St. Peter verlo-

ren. Die Bewohner sprechen denn auch voller Ehrfurcht von «heiligen Wassern». Das Los bestimmt jeweils die Männer, die Familie und Dorf verlassen müssen, um in die steile Wand einzusteigen. Viele sind so schon gestorben, und auch ein verschuldeter Tagelöhner fällt zu Tode, den der mächtige «Präsi» zu dieser schweren Pflicht gedrängt hat.

Rasch aus der Mode

Die neue Frau des verwitweten Dorfvorstehers bringt Leben und Fremdenverkehr ins abgelegene Dorf. Josua aber reist nach Indien und wird ein tüchtiger Ingenieur. Der Stiefbruder tritt zwischen ihn und Binia, fängt dessen Briefe ab und sagt Binia sogar, ihr Liebster sei in der Fremde einer Seuche erlegen. Doch Josua kehrt zurück und sorgt mit dem Wunderpulver Dynamit für die gefahrlose Versorgung mit «heiligen Wassern» durchs Innere der Felsen. Ein feiger Nebenbuhler, klerikaler Widerstand und der Aberglaube der Bevölkerung behindern das grosse Werk. Doch schliesslich ist der Gemeindepräsident überzeugt von Josuas Lauterkeit und gibt ihm seine Tochter Binia zur Frau.

Laut Kritiker Josef Viktor Widmann machte ein «sittiger, keuscher Hauch» den Roman für Jung und Alt zu einem «Musterbuch». Er wurde im wilhelminischen Deutschland geradezu verschlungen und hat den Fremdenverkehr ins Wallis massgeblich beflügelt, genau wie der «König der Bernina» desselben Autors zwei Jahre später jenen ins Engadin und ins Puschlav. Obwohl *Bund*-Kritiker Widmann urteilte, Heers «An heiligen Wassern» übertreffe in den «grandiosen Anlagen» sogar Jeremias Gotthelf, kam der Roman nach dem Ersten Weltkrieg rasch aus der Mode. Und Jakob Christoph Heer, der gelernte Lehrer aus Töss bei Winterthur, der voll aufs deutsche Publikum setzte und seit 1901 als freier Schriftsteller lebte, musste noch die Inflation und den Verlust seiner Tantiemen erleben, bevor er als gebrochener Mann verstarb. Als das dankbare Pontresina zu Heers Gedenken 1928 einen vierzehn Tonnen schweren Stein nach Töss transportieren liess, brachten ihn zunächst nicht einmal 24 Pferde zum vorgesehenen Standort.



Jakob Christoph Heer: An heiligen Wassern – Roman aus dem schweizerischen Hochgebirge. Hofenberg 2017. 260 S., Fr. 37.90

Millionärstochter und Vorzeige-Kommunistin

Sie war eine der reichsten Schweizerinnen, kämpfte ein Leben lang für den Sozialismus und starb als Heldin in der DDR. Mit Mentona Moser hat Schriftstellerin Eveline Hasler einmal mehr eine faszinierende Frauenfigur ausgegraben. *Von Rico Bandle*

Fast so spektakulär wie das Leben der Mentona Moser ist die Art und Weise, wie Eveline Hasler auf die in der Schweiz vergessene, schwerreiche Kommunistin gestossen ist. Irgendwann in den 1980er Jahren erreichte ein Brief aus Ostberlin den Schweizer Schriftstellerverband: eine offizielle Einladung für einen Besuch in die DDR. Zwei Autoren durften in den sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaat reisen. Da alle Vorstandsmitglieder Interesse zeigten, entschied das Los. Es fiel auf Eveline Hasler und Urs Berner.

Die Schweizer Gäste reisten via Westberlin in die DDR, wo sie von dortigen Schriftstellern empfangen wurden. Hasler und Berner wurden zu den schönen Plätzen Ostberlins geführt, so auch zum Friedhof Friedrichsfelde mit seinem «Ehrenhain der Sozialisten». Und da wurde ihnen das Grab einer «Heldin aus der Schweiz» vorgestellt. Auf dem Grabstein stand: «Mentona Moser, geboren 1874, gestorben 1971». Eveline Hasler erinnert sich: «Die Leute, die uns herumführten, zeigten uns stolz die Ruhestätte unserer Landsfrau – doch wir beide hatten noch nie etwas von dieser Mentona Moser gehört.»

Hasler, die gerade ihren vielbeachteten Roman «Anna Göldin. Letzte Hexe» geschrieben hatte, ging der Geschichte dieser geheimnisvollen Schweizer DDR-Heldin nach. Aber erst Jahrzehnte später sah sie die Zeit gekommen, über Mentona Moser zu schreiben: eine Frau aus schwerreichem Haus, die ihr ganzes Leben und ihr ganzes Vermögen für den Sozialismus hergegeben hat.

Von Geldgier getrieben

Schon die Geburt von Mentona war von einer Tragödie begleitet. Vier Tage nachdem das Mädchen das Licht der Welt erblickt hatte, starb sein Vater, der Uhrenfabrikant Heinrich Moser. Dieser war mit seinen Fabriken in Russland zu einem Vermögen gekommen. In der russischen Oberschicht galten die Uhren von H. Moser & Cie. als unabdingbare Prestigeobjekte; sogar Lenin besass eine.

Mentonas Mutter, Baronin Fanny Moser von Sulzer-Wart, hatte den 42 Jahre älteren Industriellen offensichtlich wegen des Geldes geheiratet. Am Sterbebett soll sie ihm vorgegaukelt haben, einen Jungen geboren zu haben, um ans gesamte Erbe zu kommen. Heinrich Mosers Kinder aus erster Ehe sahen sich um ihren Anteil geprellt. Es kursierte gar der unbestätigte Vorwurf, Frau Moser habe ihren Mann aus Geldgier vergiftet.



Wenn eine gute Idee zum Dogma wird: Fabrikantentochter Moser.

Jedenfalls liess sich Baronin Moser mit ihren zwei Töchtern im prächtigen Schloss Au auf der gleichnamigen Zürichsee-Halbinsel nieder. Die Mutter hatte paranoide Verlustängste, schikanierte die schlechtbezahlten Hausangestellten und isolierte die Töchter, die kaum je die Halbinsel verlassen durften. Die Baronin wurde zu einer der besten Kundinnen von Sigmund Freud, der ihren Fall in seinen berühmten Hysterie-Untersuchungen ausgeführt hat. Vom grossen Wiener Psychotherapeuten erfuhr Tochter Mentona von ihren Halbgeschwistern – die Mutter hatte ihren zwei Töchtern deren Existenz verheimlicht.

Die unterkühlte Freiherrin Moser hat Mentona nie die ihr zustehende Liebe gegeben, angeblich, weil diese sie stets an den Tod ihres Mannes erinnerte.

Ab nach Russland

Kaum erwachsen, wollte sich Mentona Moser für eine bessere Welt einsetzen. Sie arbeitete bei der Armenfürsorge in London und lernte dort eine Frühform der Sozialhilfe kennen. Sie kehrte zurück nach Zürich in der Absicht, da Ähnliches zu vollbringen. Sie heiratete

den Sozialdemokraten Hermann Balsiger, der allerdings nach der Geburt des zweiten Kindes – eines behinderten Bubens – die Familie verliess und nie Unterhalt bezahlte.

Obschon aus einer der reichsten Familien der Schweiz stammend, darbt Moser in Armut – die geizige Mutter verweigerte ihr

Moser traf Lenin in Zürich und lernte Fritz Platten kennen, den berühmten Kommunistenführer.

jegliche Hilfe. Die ihr zustehenden Unterhaltszahlungen einzufordern, war ebenfalls ein hoffnungsloses Unterfangen: Kein Jurist wagte es, sich mit ihrem Ex-Mann anzulegen, der mittlerweile zum Oberrichter aufgestiegen war.

Ihre Not radikalisierte sie. Die mittellose Millionärstochter schloss sich dem linken Flügel der Sozialdemokratischen Partei an, aus dem 1921 die Kommunistische Partei hervorging. Moser traf Lenin in Zürich und lernte Fritz Platten kennen, den berühmten Kommunistenführer, der Lenin 1917 auf

seiner Reise von Zürich nach Moskau begleitet hatte.

Begeistert von der russischen Revolution – die Utopie einer gerechten Welt schien Wirklichkeit zu werden –, reiste Moser in die Sowjetunion und baute dort ein Kinderheim auf. Es herrschte Euphorie, viele Europäer wollten damals mithelfen, eine sozialistische Gesellschaft aufzubauen. Doch die Ernüchterung kam bald. Stalin hatte das Zepter übernommen, anstatt Gleichheit und Gerechtigkeit gab es Bespitzelung, Denunziation, willkürliche Morde. Kurz: Aus der Utopie war ein Terrorregime geworden, dem auch Fritz Platten, der einst Lenin das Leben gerettet hatte, zum Opfer fiel.

Moser – unerschütterlich in ihrem Glauben an den Sozialismus – zog nach Berlin. Dort erlebte sie den Aufstieg der Nazis; wieder wurde Jagd gemacht auf Andersdenkende, wieder hatte der Terror gesiegt. Die Nationalsozialisten konfiszierten ihr ganzes Vermögen, das sie



Optimistin: Autorin Hasler.

nach dem Tod der Mutter geerbt hatte. Sie flüchtete verarmt in die Schweiz, wo sie erkrankt und in bescheidensten Verhältnissen lebte – bis die DDR sie nach Ostdeutschland einlud, wo sie als Heldin bis zum Lebensende eine Vorzugsbehandlung genoss.

«Zu früh mit ihrem Denken»

Eveline Hasler erzählt diese Geschichte detailreich nach – ein Stück Weltgeschichte aus der Sicht einer bemerkenswerten Schweizer Persönlichkeit.

Seit vielen Jahren wohnt die Schriftstellerin im Tessin. Und hier, während nördlich der Alpen nasskalter Regen niederprasselt, treffen wir uns bei schönstem Sonnenschein in einem Café in Locarno, direkt am Lago Maggiore. 86 Jahre alt ist die Autorin mittlerweile, und sie freut sich, als ich ihr sage, dass ich mich gut erinnern kann, wie sie vor über dreissig Jahren bei uns an der Primarschule aus ihrem Kinderbuchklassiker «Komm wieder, Pepino» vorlas. Nach ihren Anfängen als Kinderbuchautorin wechselte die studierte Psychologin ins Erwachsenenfach und schrieb vorwiegend historische Romane.

Ihre Lebensleistung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden: Sie schaffte es immer wieder, grosse, aber vergessene Frauenfiguren ins Scheinwerferlicht zu rücken. Den Anfang machte sie mit dem Roman «Anna Göldin» (1982) über die letzte in der Schweiz hingerichtete Hexe. Der Roman wurde zu einem riesigen Erfolg. Eine weitere Figur, die Hasler wiederentdeckt hat, war die erste Juristin der Schweiz, Emilie Kempin-Spyri («Die Wachsfügel-Frau», 1991). Kempin-Spyri durfte zwar studieren, aber dann nicht als Juristin arbeiten. Die hochintelligente Frau musste in die USA emigrieren; als sie zurückkam, wurde sie in die psychiatrische Klinik gesteckt.

Und jetzt also Mentona Moser. «Mich faszinieren Leute, die mit ihren Gedanken zu früh waren», sagt Hasler. Sie möchte aber nicht auf die Frauenfiguren reduziert werden. In «Ibicaba» (1985), ihrem zweiten Roman, beschäftigte sie sich mit Schweizer Armutswanderern im 19. Jahrhundert, die ins vermeintliche Paradies nach Brasilien

emigrierten und dort quasi als Sklaven endeten. Stolz ist sie auch auf ihren Roman über Henry Dunant, den Gründer des Roten Kreuzes. Das Buch ist eben neu aufgelegt worden und steht wieder auf den Bestsellerlisten. «Auch Dunant wurde verlacht für seine Ideen», sagt sie.

Ihrem neuen Roman «Tochter des Geldes» könnte man vorwerfen, er verharmlose den Kommunismus. Die Autorin macht sich die Grundhaltung der Hauptfigur Mentona Moser zu eigen: Der Kommunismus wäre eigent-

Man müsste allen, die von den guten alten Zeiten schwärmen, Haslers Bücher zu lesen geben.

lich gut, würde er nur richtig umgesetzt. «Ich wollte zeigen, was mit einer an und für sich guten Idee passiert, wenn sie zu einem Dogma wird», stellt Hasler klar. Das sei durchaus als Warnung zu verstehen. Die Ideen der frühen Kommunisten sieht sie noch immer positiv: «Die wollten die Welt zum Besseren verändern, haben sich als Erste um Arbeiter- und Frauenrechte gekümmert, was heute ja noch aktuell ist.»

Eveline Hasler ist eine charmante, äusserst zuvorkommende Frau. Sie ist eine Optimistin, sieht vor allem das Positive in der Welt. «Es gibt zwar noch einiges zu tun, aber es ist wunderschön, wie sich die Gesellschaft entwickelt hat», sagt sie. Dabei denkt sie an Toleranz, Umweltsanliegen, aber auch an den Umgang mit der Vergangenheit. «Als ich als Glarnerin das Buch über Anna Göldin herausbrachte, wurde ich in Glarus angefeindet. Man wollte diese düstere Geschichte am liebsten verdrängen.» Das habe sich gänzlich geändert. «Heute gibt es in Glarus sogar ein Anna-Göldin-Museum.»

Die gute Geschichte im Vordergrund

Tatsächlich müsste man allen, die von den guten alten Zeiten schwärmen, ihre Bücher zu lesen geben. Im Vergleich leben wir heute im Paradies, vor allem, was die Rechte der Frauen betrifft. Für Eveline Hasler allerdings steht der Kampf um die Gleichberechtigung gar nicht unbedingt im Vordergrund. Sondern, wie es sich für eine Schriftstellerin gehört, die gute Geschichte: «Es ist doch erstaunlich, wie viele besondere, eigenwillige Frauen die Schweiz hervorgebracht hat.»



Erste Juristin der Schweiz: Emilie Kempin-Spyri.



Letzte hingerichtete Hexe: Anna Göldin.



Eveline Hasler: Tochter des Geldes. Nagel & Kimche. 200 S., Fr. 31.90

Mädchen auf der Müllhalde

In den Nachkriegsjahren versuchen zwei Cops in einem Mordfall zu ermitteln, was sie nicht dürfen – sie sind schwarz. «Darktown» ist ein brillanter Thriller des Absurden. Von Wolfram Knorr



Widerspruchsirrinn: Autor Mullen.

Mit den schwarzen Detektiven Grave-digger Jones und Coffin Ed Johnson, die in Harlem ermittelten und aus der Feder von Chester Himes stammten, haben Lucius Boggs und Tommy Smith aus Atlanta aber auch gar nichts gemein, ausser dass sie auch Cops sind und «Negroes», wie Afroamerikaner im Süden der Nachkriegsjahre genannt wurden. Boggs und Smith dürfen gar nichts, nicht mal einen Dienstwagen fahren. Weisse sind tabu, selbst wenn sie vor ihren Augen Verbrechen begingen. Verhaftungen wären strafbar – für beide. Sie dürfen nur in Uniform durchs Stadtviertel Sweet Auburn Streife latschen. So kommt es dann gelegentlich vor, dass weisse Kollegen sich den Jux leisten, im Streifenwagen mal an ihnen langsam vorbeizufahren und Orang-Utan-Laute «Uuuu-uuu-uuu!» aus dem offenen Fenster zu brüllen und: «bugga-bugga» und: «Passt auf eure Ärsche auf, Nigger!»

1948 stellte die Stadt Atlanta (US-Bundesstaat Georgia) eine erste schwarze Polizeieinheit ein. Das weisse Bürgertum reagierte mit gemischten Gefühlen, die Cops fanden das einfach nur lächerlich. Der Bürgermeister setzte die Massnahme durch, weil die Schwarzen als Wähler wichtig wurden. Es war eine Geste zur «Gleichbehandlung», mehr aber auch nicht. Schwarze in Uniform sollten das Stadtbild aufwerten, auch wenn nur in der afroamerikanischen Community patrouilliert werden durfte.

Aber dort gab's Arbeitskräfte, und die waren billig. Der Süden boomte, das Image war wichtig. Die Mehrheit der Afroamerikaner trat nach dem Zweiten Weltkrieg anders auf. In den Polizeidienst eintreten gehörte dazu.

Eines Nachts verirrt sich, während Boggs und Smith Streife laufen, eine Limousine mit einem betrunkenen weissen Fahrer nach Sweet Auburn, abschätzig «Darktown» genannt. Die Karre schrammt an einen Laternenmast, der Fahrer verflucht seine Beifahrerin, eine junge Farbige, die offenbar misshandelt wurde. Sie steigen aus, beharken sich, Boggs und Smith lauschen und rufen die Streife. Die Mitfahrerin nutzt die Gelegenheit, zu türmen, ehe zwei weisse Cops auftauchen.

Der betrunkene Fahrer wird freundlich ermahnt und darf unter rassistischen Flüchen mit seiner lädierten Kiste weiterfahren. Der ausgebuffte Lionel Dunlow, einer der weissen Polizisten, findet das sehr lustig, sein neuer Kumpel Denny Rakestraw weniger. Einen Tag später wird das farbige Mädchen tot auf einer Müllhalde gefunden. Für die Polizei kein Ermittlungsfall, ist ja nur ein «Negro». Für Boggs und Smith eigentlich schon.

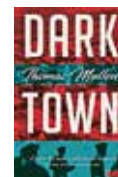
«Darktown» wird zum Thriller des Absurden, zum Krimi, der sich vertrauten Prinzipien entzieht. Seine Helden fühlen sich als Fremde, ihre etablierte Polizeibehörde bietet ihnen, Uniform hin oder her, keinen Schutz. Trotz-

dem fühlen sie sich verpflichtet, zu ermitteln, dürfen aber nicht. Ihre Selbstbehauptungsaktivitäten sind sinnlos und geben dem Roman den Reiz des Absurden. Ein «Gegen-Krimi». Er spielt in einer Zeit, in der der Rassismus zwar nach aussen hin weggedrückt, aber im Alltag ungehemmt praktiziert wurde. Boggs und Smith ist buchstäblich nichts erlaubt. Ihre Funktion ist sinnlos, und aus dieser Absurdität entfaltet der Roman seinen besonderen Reiz. Dem Duo hockt zusätzlich der bis auf die Knochen korrupte Lionel Dunlow im Nacken. Er möchte den beiden einen Mord anhängen, um von eigenen Machenschaften abzulenken. Boggs und Smith bewegen sich zwischen Skylla und Charybdis. Die eigene Community hält sie für Verräter, die anderen halten sie für minderwertig. Autor Thomas Mullen modelliert aus diesem Widerspruchsirrinn die sozialen Zustände mit plastischem Sarkasmus heraus.

Heimliche Fahrt in die Provinz

Lucius Boggs, Sohn eines in der Stadt einflussreichen Predigers, der mit der Regierung die schwarze Cop-Einheit durchgesetzt hat, geniesst einen Hauch von Respekt. Den will er nutzen, um wenigstens die Hintergründe des Mordes am farbigen Mädchen zu ergründen. Wie ein Mehlwurm wühlt er sich in die Society-Fäulnis, misstrauisch beäugt wie ein Kammerjäger von seinem Chef, der sich als Leiter der schwarzen Einheit für degradiert hält. Es ist die Zeit sozialen Umbruchs, ausgelöst durch die Entlassung der Schwarzen aus der Armee. Tommy Smith erzählt mal von seinem Vater, der im Ersten Weltkrieg Senfgas überlebt hatte und in der Heimat gelyncht wurde, weil er in Uniform an einer Veteranenparade teilgenommen hatte. Die neuen Kriegsrückkehrer würden sich das nicht mehr bieten lassen, doch auch sie bleiben Opfer des hartleibigen Rassismus.

Zu den beklemmendsten Szenen gehört Boggs' heimliche Fahrt in die Provinz, um Verwandte der Toten aufzusuchen. Die Angst wird spürbar, sobald er das «gesicherte» Atlanta hinter sich lässt und draussen sich wie Freiwild fühlt: nicht auffallen, nichts verkehrt machen, den Weissen nicht in die Augen sehen. Das Klima wird greifbar. Mullen rekonstruiert penibel die Nachkriegszeit, die Angst von Weissen, wie etwa die von Denny Rakestraw, Dunlows Kumpel, der zu viel Nähe zu Afroamerikanern zeigt. Ob Zufall oder nicht, Mullens Roman erschien 2016, genau in jener Zeit, in der die Spaltung der US-amerikanischen Gesellschaft sich durch Donald Trump zu verschärfen begann.



Thomas Mullen:
Darktown. Dumont.
480 S., Fr. 36.90

Wild fabuliert

Wie die beiden ersten Bücher startet auch der dritte Roman des österreichischen Shootingstars Veia Kaiser durch. Was ist ihr Erfolgsgeheimnis? Von Pia Reinacher

Alles an ihr verrät einen vehementen Selbstgestaltungsimperativ: Das Make-up ist mustergültig gestylt, die Augenbrauen millimetergenau in Form gezupft, die schönen schwarzen langen Haare baumeln wirkungsvoll auf die Schultern. Darüber trägt sie zu öffentlichen Präsentationen gerne einen keck geschlungenen, interkulturellen Turban: fürs Fernsehinterview aus geheimnisvoll glänzender schwarzer Seide, für die Anfahrt in der Limousine zur Leipziger Buchmesse ganz *casual* aus lachsfarbenem Tuch, zum Interview in der Mensa wildkatzenartig mit gefährlichem Leopardmüsterchen.

Veia Kaiser, Shootingstar der österreichischen Literaturszene, mit 260 000 verkauften Exemplaren bereits nach dem zweiten Roman Bestsellerautorin, überlässt nichts dem Zufall. Von sich selbst sagt die *toughe* Dreissigjährige, dass sie eine echte «Rampensau» sei, keine Berührungängste kenne und sich problemlos nackt vor 300 Leute hinstellen könnte. Von den anderen, den Kritikern ihrer Selbstvermarktungslust, sagt sie, dass es Neider seien, die ihr den Erfolg missgönnten. Von ihrem Mann, dem «Dottore Amore», einem Urologen mit italienischen Wurzeln, sagt sie in ihrer wöchentlichen Kolumne im *Freizeit-Kurier* nur das Beste und dass er mittlerweile ihre Artikel vorab zu lesen bekomme und unter ihren Leserinnen einen Fanclub habe.

Vom Schreiben sagt sie, dass es zwar ein gewisses Talent brauche, im übrigen Handwerk sei wie die Arbeit eines Tischlers auch. Was denkt sie von ihrer zukünftigen Karriere? Sie sagt, dass sie als Fünfjährige ihrem Opa versprach, irgendwann eine Frau Doktor Kaiser zu werden. Und weil man sie jetzt schon als Arztgattin ab und zu mit «Frau Doktor» anspreche, sagt sie, wolle sie natürlich auch einen eigenen Dokortitel und werde wohl ihre Dissertation schreiben, wahrscheinlich über die alten Griechen.

Gebot der Stunde

Als Neunzehnjährige fing Veia Kaiser an, in Hildesheim kreatives Schreiben zu studieren. Im Seminar beschäftigte man sich mit der Frage, wie man den Ingeborg-Bachmann-Preis gewinnen könne, und analysierte die Texte der Preisträger. Da wusste sie, dass sie dort falschliegt, und da sie schon die Anfänge ihres ersten Romans, «Blasmusikpop, oder Wie die Wissenschaft in die Berge kam», im Kopf hatte, setzte sie sich ab. Sowohl ihr Debüt als auch ihr Zweitling «Makarionissi oder Die Insel der Seligen»

wurden auf Anhieb zu Bestsellern und in mehrere Sprachen übersetzt.

Wie die beiden ersten Bücher ist auch ihr eben erschienener dritter Roman, «Rückwärtswalzer oder Die Manen der Familie Prischinger», ein weit ausuferndes Familienepos. Familien und Beziehungen sind Kaisers Kernthema. Ihre Familie stammt aus Niederösterreich. Die Geschichten der Grosseltern und der russischen Soldaten haben sie eine Kindheit lang begleitet. Einen roten Faden sucht man vergeblich, aber das ist auch gar nicht so geplant. Die Autorin



Archaisches Familienepos: Veia Kaiser.

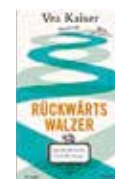
schreibt, wie ihr der Schnabel gewachsen ist – nicht witzlos, anekdotisch, mäandrierend.

Nach ein paar Seiten gibt man auf der Suche nach einer kohärenten Geschichte, in der man sich zurechtfinden könnte, erschöpft auf und überlässt sich dem Strom der wild fabulierenden Erzählerin. Immerhin, ein paar Kernelemente macht man aus: die Geschichten der Prischinger aus dem niederösterreichischen Waldviertel. Fünf Geschwister wachsen in den vierziger und fünfziger Jahren auf einem Landgasthof auf. Die drei Schwestern Mirl, Wetti und Hedi streiten gerne, aber halten, wenn es drauf ankommt, durch dick und dünn zusammen. Alle drei haben sie ein schweres Schicksal gehabt. Wenn sie sich sehen, wird wild gekocht – ländlich deftig, versteht sich.

Als der immer unter Geldnot leidende Neffe Lorenz Prischinger zu Besuch kommt und seine in Altphilologie promovierte erfolgreiche Freundin Steffi mitbringt, bereiten die Tanten panierte Schnitzel zu, Berge vom Kalb, Rind, Schwein, Reh, Hirsch, dazu Gemüse wie vom Fliessband, Karotten, Zucchini, Melanzani, Champignons und Spargel, dass es der jungen Akademikerin auf der Stelle den Appetit verschlägt – und nicht nur ihr. Komisch und slapstickartig wird es, als Onkel Willi, während die Tanten wieder einmal kochen und er fernsieht, unvermittelt das Zeitliche segnet. Mirl hält, natürlich, den Rosenkranz umklammert. Später versuchen die Tanten, den toten Willi, der immer in seinem Geburtsland Montenegro begraben werden wollte, illegal im Panda von Wien in den Balkan zu überführen.

Die Familiengeschichte der Prischingers ist mal witzig, mal geschwätzig, mal originell, mal temporeich und turbulent, und natürlich übertreibt es Veia Kaiser auf alle Seiten. Weder sind die Figuren von besonderem Tiefgang, noch ist die Story von höherer Relevanz, dazu ist sie viel zu zerfahren. Trotzdem muss man sich fragen, was sie zum Bestseller macht. Es ist eine Mischung aus archaischem Familienepos, rückwärtsgewandter, süß-säuerlicher und ein bisschen schwerenöterischer Nostalgieerzählung und dem Kommunikationsverhalten der jüngsten Social-Media- und Internetgeneration, die sich in dieser Textsorte sofort wiedererkennt. In diesem Roman wird wie beim Chatten, Mailen und iPhone-Telefonieren ununterbrochen gequatscht, das Wichtige steht unterschiedslos neben dem Irrelevanten, ausgelassen wird nichts, verschwiegen auch nichts, stilisiert schon gar nicht, so zieht es den Leser, je nachdem fröhlich oder gelangweilt, immer weiter.

Das Phänomen dieses Erfolgs heisst Community-Literatur: geheimnislos und gleichzeitig kreativ. Die identitäts- und gemeinschaftsstiftende Sprechspur trifft auf Leser, die sich darin wiedererkennen und sie entsprechend lustvoll und widerstandslos resorbieren. Buch und Autorin bilden dabei ein «Gesamtkunstwerk», wenn auch ein selbstreferenzielles. Selbstinszenierung und Selbstverkauf heisst das literarische Gebot der Stunde. Veia Kaiser kommt den medialen Forderungen des Zeitgeistes perfekt entgegen und entspricht damit überkorrekt dem Leitbild des modernen Schriftstellers, der virtuos auf allen Kanälen agiert, sich selbst und das Buch inszeniert, genau die richtige Mischung aus beruhigender Tradition und Wildheit, Unangepasstheit und Konservativität liefert und damit den entsprechenden Erfolg hat.



Veia Kaiser: Rückwärtswalzer oder Die Manen der Familie Prischinger. Kiepenheuer & Witsch. 432 S., Fr. 33.90

Lustvoll lügen

Charles Lewinsky hat eine Figur kreiert, die sein Alter Ego sein könnte.



Charles Lewinsky.

Ist man in das Buch vertieft, sieht man innerlich immer wieder den Autor vor sich, wie er beim Schreiben schmunzelt. Eine aberwitzige Figur steht im Zentrum des Romans: Johannes Hosea Stärckle, ein hochbegabter Lügner und Hochstapler, der im Gefängnis sitzt und sein Leben aufarbeitet. Wobei man nie weiss, ob die Geschichten über seine Lügen nicht auch wieder Lügen sind. Jedenfalls, dieser Lügner lügt so lustvoll und gekonnt, dass ihm sämtliche Sympathien zufliegen. Dass er sich selbst mit dem Meister-Kunstfälscher Beltracchi vergleicht, passt: Es ist eine hohe Kunst, die Stärckle beherrscht, mit der er viel Geld ergaunert, die ihn aber auch ins Gefängnis bringt.

Als Kind diente dem stotternden Jungen die Lüge als Mittel zur Selbstverteidigung. «Der Moment, in dem ich diese Fähigkeit in mir entdeckte, war ein Wendepunkt für mich.» Später machte er ein Geschäft daraus, etwa als Enkeltrickbetrüger, der mit wohlformulierten Briefen alten Frauen ihr Vermögen abnimmt.

Lewinsky beherrscht wie Stärckle jedes Textgenre, vom Sitcom-Drehbuch bis zur hochstehender Literatur. Die beiden weisen viele Ähnlichkeiten auf, bloss, dass der Autor sein Talent nicht für kriminelle Zwecke einsetzt. Wie viel Spass es Lewinsky macht, Stile zu imitieren, zeigte er schon im Buch «Schweizen», wo er in 24 Textarten Zukunftsvisionen für die Schweiz entwarf. Im neuen Buch erklärt seine Hauptfigur: «Geschichtenerfinder müssen keine Bekenner sein, sondern gute Lügner. Wer ein Märchen erzählt, muss an Feen und sprechende Tiere nicht glauben. Er muss sie nur so beschreiben können, dass der Leser daran glaubt, und selbst das nur für den kurzen Moment der Lektüre.» Worte, die genauso gut aus einem Interview mit Lewinsky stammen könnten. Rico Bandle



Charles Lewinsky: Der Stotterer. Diogenes, 416 S., Fr. 32.-.

Die Fliege am Urinal

Das neue Buch des umtriebigen Schweizer Marketing-Professors Cary Steinmann ist ein Sprengsatz unter dem Hintern mutloser Werbeauftraggeber. Was taugen seine Rezepte? Von Dominik Imseng

Cary Steinmann, erst Werbestrategie, dann bis 2006 Marketingprofessor, hat ein kluges und unterhaltsames Buch vorgelegt: «Jetzt neu! Marketing mit verbesserter Formel» (NZZ Libro). Steinmanns These: Wirksames Marketing ist heute so selten wie ein Kolibri am Nordpol.

Der Berner hat recht: Das Sturmgeschütz des Kapitalismus hat Ladehemmung. 2016 verzeichneten 259 Unternehmen auf der «Fortune 500»-Liste sinkende Umsätze. Im Jahr darauf zeigte eine Umfrage unter 300 000 Konsumenten in 33 Ländern, dass sie auf 74 Prozent der Marken, die sie verwenden, verzichten könnten.

Wer ist schuld daran? Laut Steinmann ist es die Mutlosigkeit der Werbeauftraggeber, die ihrem Unternehmen kein klares Profil verleihen, weil sie auf brave, austauschbare Werbung setzen. Aber stimmt das? Ist nicht der Hauptgrund für die zunehmende Wirkungslosigkeit von Werbung deren Omnipräsenz? Tatsächlich sind wir von kommerzieller Kommunikation umgeben wie der Fisch von Wasser – und nehmen Werbung darum kaum mehr wahr. Selbst dann, wenn sie «kreativ» ist, also grundsätzlich auffallen sollte.

Trotzdem findet in der Werbebranche keinerlei Diskussion darüber statt, wie sie für ihre Auftraggeber relevanter werden könnte. Stattdessen entwickeln die Werber einfach die nächste – am liebsten digitale – Kampagne, um das zu tun, was sie schon seit hundert Jahren tun: die Menschen dann stören, wenn sie gerade Besseres vorhaben. Dabei sollten sich die Werber einmal eine einfache Frage stellen: Welche bedeutende neue Marke der letzten Jahrzehnte wurde durch Werbung geschaffen? Starbucks? Amazon? Google? Fehlanzeige.

Die Wahrheit ist: Von allen Formen, wie Kreativität zur Erreichung von Unternehmenszielen beitragen kann, ist Werbung bei weitem nicht die effizienteste. Zwar holt eine kreative Kampagne aus einem Werbebudget mehr heraus – es braucht aber immer noch ein Werbebudget.

Was sollten die Marketingverantwortlichen tun? Vielleicht nicht länger immer mehr Geld für Werbung ausgeben, die immer weni-

ger bewirkt, sondern sich mit den günstigen Taschenbüchern von Dan Ariely, Daniel Kahneman oder Richard Thaler eindecken.

Diese und weitere Vertreter der Verhaltensökonomie (Behavioral Economics) untersuchen schon seit Jahrzehnten, warum sich Menschen verhalten, wie sie sich verhalten, warum sie sind, wie sie sind. Und doch werden die psychologischen Erkenntnisse der Verhaltensökonomie, die im Fall von Kahneman und Thaler zu Wirtschaftsnobelpreisen führten, von den Marketingverantwortlichen fast gänzlich ignoriert.

Kreative Schubse

Ziemlich speziell. Denn Ariely und Co. untersuchen, wie wir Menschen Entscheidungen treffen. Und was anderes ist ein Kauf als eine Entscheidung? Darüber hinaus lehrt die Verhaltensökonomie, dass es keine teuren Werbekampagnen braucht, um das Verhalten von Menschen zu beeinflussen. Es reicht, wenn man in ihrem Hirn die richtigen Knöpfe drückt.

Nehmen wir ein Unternehmen, das die Gesundheit seiner Mitarbeiter fördern will. Ein Werber würde in einem solchen Fall dazu raten, eine Sensibilisierungskampagne zu starten, mit Bannern im Intranet, Inseraten in der Firmenzeitschrift, Plakaten in den Fluren. Ein Verhaltensökonom hätte eine andere und deutlich günstigere Idee. Nämlich die, in der Kantine Spiegel

aufzuhängen. Dann würden die Mitarbeiter ihre überzähligen Pfunde sehen – und öfter zu Salat und Früchten greifen.

Solche cleveren kreativen Schubse findet man in verhaltensökonomischen Experimenten zuhauf. Zwei Beispiele: Klebt in Urinalen eine Fliege, geht 85 Prozent weniger auf den Boden, denn Männer wollen zielen. Machen Müll-eimer dank Sensoren lustige Geräusche, ist das Littering-Problem gelöst, denn die korrekte Müllentsorgung macht auf einmal Spass.

Dieses letzte Beispiel zeigt auch, dass eines der grundlegenden Axiome der Werber Unsinn ist: dass es nämlich für eine Verhaltensänderung eine veränderte Einstellung braucht (Erst das Denken, dann das Tun). Tatsächlich lässt sich das Verhalten von Menschen direkt verändern. Mehr noch: Nachdem ein cleverer



Es reicht, wenn man im Hirn die richtigen Knöpfe drückt.



Erst das Denken, dann das Tun: Marketingstrategie Steinmann.

Schubs sie dazu brachte, ihren Abfall korrekt zu entsorgen, bezeichnen sich Menschen plötzlich als umweltbewusst (Erst das Tun, dann das Denken).

Geradezu sträflich ist es für jeden Marketingleiter zudem, wenn er die wirksamen psychologischen Effekte ignoriert, welche die Verhaltensökonomie untersucht. Zum Beispiel den «Köder-Effekt», dessen Macht unter anderem das Magazin *The Economist* nutzte.

Mike Tysons Durchschlagskraft

Auf ihrer Website machte die Zeitschrift potenziellen Lesern folgendes Angebot: ein reines Online-Abo für 59 Dollar oder ein kombiniertes Print- und Online-Abo für 125 Dollar. Das Resultat: 68 Prozent der Abonnenten wählten das Online-Abo und 32 Prozent das kombinierte. Als eine dritte und an sich unsinnige Abo-Option eingeführt wurde – ein reines Print-Abo für ebenfalls 125 Dollar –, wählten neu 84 Prozent der Abonnenten das Kombi- und nur noch 16 Prozent das Online-Abo.

Für den *Economist* erhöhte sich dadurch der durchschnittliche Verkaufspreis pro Abo von 80 auf 114 Dollar – eine Steigerung von 43 Prozent. Und, ganz genau: Die Einführung dieser dritten und vermeintlich unsinnigen Abo-Option kostete das Magazin keinen Rappen.

Fazit: «Marketing mit verbesserter Formel» lehrt Cary Steinmann in seinem vergnüglich zu lesenden Buch nur bedingt. Dafür hängt er zu sehr den guten alten Zeiten nach, in denen Werbung noch die Durchschlagskraft eines Mike Tyson hatte. Als frühe Memoiren des Rockstars unter den Schweizer Marketingprofessoren ist «Jetzt neu!» aber grandios.



Cary Steinmann: Jetzt neu!
Marketing mit verbesserter Formel.
NZZ Libro. 200 S., Fr. 38.90.–

Dominik Imseng ist Managing Partner beim Beratungsunternehmen Smartcut Consulting in Zürich

Sprache

Die Schreibe

Heute darf man selbst Opernaufführungen geil finden. Von Max Wey

Die Rede ist von der Schreibe. Gemeint ist der Schreibstil. Sprachpuristen sträuben sich die Nackenhaare, wenn sie das Wort, das als umgangssprachlich gilt, vernehmen. In die deutsche Sprache eingeführt hat es wahrscheinlich Friedrich Theodor Vischer (1807–1887). In seinem Werk «Das Schöne und die Kunst» steht der Satz: «Eine Rede ist ein für allemal keine Schreibe.» Kurt Tucholsky hat ihn mehr als einmal zitiert. Der Ausdruck «flotte Schreibe» ist ab 1910 belegt.

Meine Fresse!

Müssen wir jetzt jedes Mal die Nase rümpfen, wenn von der Schreibe die Schreibe ist? Klar ist, dass umgangssprachliche Ausdrücke nicht in jeden Text passen. Über die Schreibe eines Thomas Mann oder eines Max Frisch habe ich noch nichts gelesen. Wohl aber über Martin Suters Schreibe, die laut Srf.ch süffig und mit schnellen Dialogen gespickt sein soll. Er habe seine Schreibe amerikanisiert, schrieb die deutsche *Zeit* über Joël Dicker. Auszuschliessen ist es ja nicht, dass Queen Elizabeth in ihren Privatgemächern schon mal in lautes Gelächter ausgebrochen ist. Ob sie sich schon mal auf die Schenkel geklopft hat? Wir wissen es nicht. Aber auch wenn wir es wüssten, würden wir von der Lache der Königin sprechen? Meine Fresse! Nein, Ihre Majestät hat keine Lache.

Immerhin darf man feststellen: «Schreibe» ist eine korrekte Bildung nach dem Vorbild von zum Beispiel «Durchreiche», «Suche» und «Liege», weiblichen Substantiven, die von einem Verb gebildet sind und auf -e enden. Viele von ihnen wie «Fresse», «Lache», «Mache», «Schütte» oder «Spüle» stehen nicht nur im Duden, sondern sind auch schon im Wörterbuch der Brüder Grimm aufgeführt. Wörter aus der Umgangssprache mausern sich manchmal und nisten sich in der Standardsprache ein. Man denke nur an das in der Bedeutung von «grossartig» aus der Jugendsprache stammende Adjektiv «geil»; heute darf man selbst Opernaufführungen geil finden.

Die deutsche Tageszeitung *Handelblatt* schrieb in einem Nachruf über Marcel Reich-Ranicki: «Alle diese Kämpfe haben ihn nach aussen hin gestählt, haben seine Zunge und seine Schreibe zu wirksamen Waffen gemacht.» Der Schweizer Dichter Gerhard Meier hat mehrmals von seiner Schreibe gesprochen. Wir werden weiter von der Schreibe hören. Aber jetzt muss ich zur Tanke. Dann hock ich mich vor die Glotze.



Die Bibel

Demokratie

Von Peter Ruch

Unterzieht euch um des Herrn willen jeder menschlichen Ordnung, sei es dem Kaiser als der obersten Autorität, sei es den Statthaltern als den Autoritäten, die von ihm ermächtigt sind, die Übeltäter zu bestrafen, die Wohltäter aber zu belohnen (1. Petrus 2, 13 f.). Die christliche Auffassung des Zusammenlebens lehnt sich an die Erkenntnis an, dass es eine Instanz braucht, die das zerstörerische Potenzial der Menschen in Schranken hält. Dazu kann der Vorstand oder der Ausschuss eines kleinen Gemeinwesens genügen. Er benötigt Glaubwürdigkeit und Akzeptanz. Das Ziel ist der innere und äussere Frieden, damit sich jeder Einzelne frei entfalten kann. Eine Gleichsetzung der politischen und der göttlichen Ordnung lehnt die Bibel ab. Das gilt auch für die Demokratie, obschon sie dem Christentum wegen der Wertschätzung des Einzelnen nahesteht. Sie ist eine optimale Staatsform, erfordert jedoch viel Disziplin und ist anfällig für Fehlverhalten. Das zeigt schon die altgriechische Polis.

Arbeitslose Proletarier lebten dichtgedrängt beisammen, nachdem sie ihre ländliche Lebensgrundlage wegen der Masseneinfuhr von Sklaven und von Getreide aus Südrussland verloren hatten. Ihre Unzufriedenheit musste der Staat mit Sozialpolitik entschärfen. Die Armen beschlossen auf Kosten der «Reichen» höhere Steuern. Zunehmend nutzten die Bürger den Staat als ihre persönliche Milchkuh, bis rund ein Drittel der Bevölkerung von ihm lebte. Disziplin und Gemein Sinn gingen an den Einzelinteressen zugrunde, und schliesslich wurden die maroden Polisstaaten 338 v. Chr. in der Schlacht von Chaironeia zur leichten Beute des militärisch-monarchischen Makedonien. Die Demokratie ist eine optimale Staatsform mit tiefer Lebenserwartung. Von den 200 000 Jahren Geschichte des Homo sapiens sind es bloss 400 bis 500 Jahre, in denen lokale Demokratien geherrscht haben. Das macht 0,25 Prozent der Menschheitsgeschichte aus. Manches deutet darauf hin, dass einige moderne Demokratien ihrem Verfalldatum näher rücken.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Friedfertigkeit in schweren Zeiten: «Monsieur Claude und seine Töchter».

Kino

Im Land des Lächelns

In Zeiten sozialer Spannung begeistert die Provinz-Familie von Monsieur Claude und seinen Töchtern mit unkorrekten Sprüchen auch in der Fortsetzung. Von Wolfram Knorr

Wo früher über Frankreichs Leinwand soziale Melancholie flanierte, schwirrt heute auffallend häufig hübsches Tandaradei; wo einst um Werte gerungen wurde, wird heute glamourös gealbert. Die Boulevardkomödie, in der Tradition von Georges Feydeau («Klotz am Bein»), ist zurück. Sie landete mit Philippe de Chauverons *culture clash*-Jux «Qu'est-ce qu'on a fait au Bon Dieu?», besser unter dem deutschen Titel «Monsieur Claude und seine Töchter» bekannt, einen Megahit. Mehr als zwölf Millionen Besucher sahen den Familienspass im Heimatland! In Deutschland an die vier Millionen und in der Schweiz fast zwei. Sie erinnern sich: Monsieur Claude Verneuil (Christian Clavier) und seine Frau Marie (Chantal Lauby), gutsituierte Provinzler, verlieren ihre vier Töchter jeweils an einen Chinesen, Algerier, Israeli und Afrikaner. Die Eltern sind perplex und lassen ihren Vorurteilen freien Lauf. Das war witzig, in seiner Unkorrektheit immer erfrischend. Mit der «Anmut der Sünde» (Heinrich von Treitschke über die Franzosen) dargeboten – das akzeptiert ein jeder gerne.

Ein solches Phänomen schrie natürlich nach einer Fortsetzung, einem Sequel, und mit «Qu'est-ce qu'on a encore fait au Bon Dieu?» ist sie nun in den Kinos. Gleiche Besetzung, gleiches Setting, gleiche Begeisterung in Frankreich. Dabei werden nur noch Reste

aus dem Original gequetscht. Das Publikum liebt eben die sympathische Familie, ist auch gerne wieder an der Loire (dem Wohnsitz der Verneuils) und findet die Klischees über den Israeli, Algerier, Afrikaner und Chinesen einfach köstlich. Ausserdem ist der Film eine Hymne auf die Nation – Frankreich als Land des Lächelns. Denn im Sequel wollen nun die Kinder Frankreich verlassen! Das eine Paar nach China, das andere nach Algerien et cetera. Die Eltern sind darob verstört. Nach Algerien? Israel? Raus aus der Grande Nation?! Die Eltern setzen alle Hebel in Bewegung, sie daran zu hindern. Gelingt ihnen auch. Frankreich, so Moral und Stolz der Geschichte, kann alle Gegensätze, wie Bourgeoisie und Banlieue, Paris und Provinz, Schwarz und Weiss, versöhnen. Angesichts sozialer Spannungen im Land – Proteste der Gelbwesten, Rassismus – ist das schönster Eskapismus. In Frankreichs Kino ist das Fin de Siècle zurück. Nicht die mondänen Allüren der Vergangenheit, sondern Harmonieseligkeit, Sehnsucht nach Friedfertigkeit in schweren Zeiten. Der Boulevard als Vademecum.

Der fabelhaft aufspielende Christian Clavier ist der *boulevardier* schlechthin. Beschwingt und augenzwinkernd, mit Esprit und Charme schwankt er zwischen witziger Güte und schönem Unfug, und immer ohne Arglist. Das ge-

fällt, das kommt an – wahrscheinlich auch hier wieder. Man wird sehen. ★★★☆☆

Weitere Premieren

Doubles vies — Verleger Alain (Guillaume Canet) hat seine Probleme mit dem Internet und den E-Books und überhaupt dem Trend, Bücher zu meiden. Den neuen Roman von Léonard (Vincent Macaigne) mag er deshalb nicht mehr verlegen. Es schleicht sich aber auch der Verdacht anderer Gründe ein: Léonards Bücher handeln immer nur von dessen jeweiligen Affären, und im jüngsten ist Selena (Juliette Binoche), Alains Gattin, unverschlüsselt erkennbar. Olivier Assayas' («Personal Shopper») Intellektuellenstudie aus der Pariser Beletage ist französisches Zeitgeistkino à la «La maman et la putain» (1973) von Jean Eustache. Es werden, ohne dass viel an Handlung geschieht, Amouren zelebriert, und es wird sehr viel gequatscht. Freiheit, so die Aussage, ist ein ganz privates, kein kollektives Problem. Das ist zwar nie langweilig, immer geistreich und elegant, aber zugleich auch heikel: Wer mit dieser Klientel nichts am Hut hat, bleibt aussen vor. ★★★☆☆

Destroyer — Nicole Kidman gehört zu den facettenreichsten unter Hollywoods Diven und lässt sich auch auf schwierige, nicht gerade attraktive Rollen ein («Big Little Lies»). In Karyn Kusamas («The Invitation») Cop-Thriller hat ihr Undercover-Einsatz sie an Leib und Seele zerstört. Mit Cop-Kollege Chris (Sebastian Stan) liess sie sich in Silas' (Toby Kebbell) Gang einschleusen, um gegen ihn und seine Raubzüge zu ermitteln. Der Einsatz endete desaströs. Die Kaputtheit spiegelt sich in jeder Bewegung Kidmans. Das ist eindrucksvoll. Weniger dagegen die Dramaturgie der Rückblenden, in deren Geäst sich bald die Erzählung verheddert. ★★★☆☆



Leib und Seele: Nicole Kidman in «Destroyer».

Il mangiatore di pietre — Cesare (Luigi Lo Cascio), Schlepper und Schmuggler aus dem Piemont, findet die Leiche seines Neffen Fausto, der einst mit Drogen zu handeln begann. Cesare, im Visier der Polizei, hilft heimlich Sergio (Vincenzo Crea), der auf einer entlegenen Alp Flüchtlinge entdeckt und sie mit seiner Hilfe nach Frankreich schleust. In man-



Im Visier der Polizei: «Il mangiatore di pietre».

chen Szenen erinnert der Spielfilmerstling von Nicola Bellucci an Xavier Kollers «Reise der Hoffnung». Rau und düster, nach Davide Longos Roman «Der Steingänger». ★★★☆☆

Gateways to New York — Othmar Ammann (1879 – 1965) aus Schaffhausen, war ein genialer Pionier des Brückenbaus, der nach dem ETH-Studium 1904 kurzentschlossen in die USA auswanderte, um sich dort, wohlwissend, dass Amerika der Zukunft vorangeht, Ingenieurbüros anzudienen. 1912 gelang ihm der Sprung, und er wurde Chefassistent im New Yorker Ingenieurbüro von Gustav Lindenthal. Sein Auftrag: Berechnung des riesigen Hudson-Projekts. 1925 konnte er den Bau der George-Washington-Brücke in Angriff nehmen. Sie wurde eine der schönsten und kühnsten Brückenbauten, der später noch andere folgen sollten (Verrazzano-Brücke). Die Ammann-Hommage von Martin Witz besticht durch einmalige Dokumente aus der boomenden Gründerzeit New Yorks. Witz lässt auch ehemalige *skywalker* zu Wort kommen, die in schwindelerregenden Höhen Stahlträger montierten. So entsteht ein tolles Bild über die kolossale Kühnheit des monumentalen Brückenbaus. ★★★☆☆

Knorrs Liste

1	Dumbo Regie: Tim Burton	★★★★☆
2	The Sisters Brothers Regie: Jacques Audiard	★★★★☆
3	Us Regie: Jordan Peele	★★★★☆
4	Closing Time Regie: Nicole Vögele	★★★★☆
5	Mi obra maestra Regie: Gastón Duprat	★★★★☆
6	Vice Regie: Adam McKay	★★★★☆
7	Green Book Regie: Peter Farrelly	★★★★☆
8	On the Basis of Sex Regie: Mimi Leder	★★★★☆
9	RBG Regie: Betsy West/Julie Cohen	★★★★☆
10	Captain Marvel Regie: Anna Boden/Ryan Fleck	★★★★☆

Jazz

Kinderlied zum Free Jazz

Von Peter Rüedi

Das Markenzeichen dieser grossen kleinen Band, die seit einem Dritteljahrhundert besteht, sich aber in letzter Zeit im Rhythmus von Klassentreffen getroffen hat (die letzte CD ist zwölf Jahre her!), sind grosse Gefälle und grosse Gesten. Zuweilen nehmen sich die wilderen Passagen des Quartetts der beiden Saxofonisten/Klarinettenisten Chris Speed und Andrew D'Angelo, des Gitarristen Kurt Rosenwinkel und des Drummers Jim Black aus wie der pure Free Jazz aus Zeiten, als vor allem die Freiheit zählte und weniger die Musik. Aber das ist, wollte man diese ganze CD von Human Feel (so nennt sich die Truppe) über einen Leisten schlagen, eine böse akustische Täuschung. Das Wilde und Entfesselte, im Kollektiv oder und in losgelösten solistischen Improvisationssetzen oder auch längeren Statements, ist, nicht anders als die dynamischen Spitzen, ein Mittel unter vielen; es steht im Kontrast zu geradezu naiv kinderliedhaften Polyfonien, zu subtilsten Klangflächen und intimsten Pas de deux, *trois ou quatre*. Überbordende Emphasen, aber nie Selbstzweck.

Human Feel ist ein perfektes, aber ganz offenes und unvorhersehbares Ensemble, wie das klassische Quartett von Ornette Coleman eines war: blind im gegenseitigen Einverständnis zwischen all den zuweilen entlegenen Anknüpfungspunkten, mal rockig insistierend auf den einen Vamps, mal, in flüssigerem Aggregatzustand, quecksilbrig von den einen Harmonien in die nächsten gleitend, von einem Melodiefragment in die nächste unerwartete Assoziation, von einem Flüstern in den nächsten Schrei. *No bass*, aber die tieferen Schattenregionen bespielt zuweilen Rosenwinkels Gitarre. Manchmal mäandern Chris Speed und Andrew D'Angelo wie weiland die Altmeister Warne Marsh und Lee Konitz umeinander (man weiss nicht, wer ist der Baum, wer die Ranke), aus subtilsten Intros wachsen hymnische Emphasen, dramatische Inszenierungen wechseln mit geradezu idyllischen Momenten. Mit einem Wort: Hier geht es um die ganze Musik. Und um das weitgespannte Universum der menschlichen Gefühls- und Geisteslagen. Und grossen Spass macht es auch.



Human Feel: Gold.
Intakt Records CD 322



Thiel

Urheberrecht

Von Andreas Thiel

Schriftsteller: Ihre Möbel sind zwar sehr schön, aber auch teuer.

Schreiner: Das ist alles Handarbeit.

Schriftsteller: Wissen Sie, als Schriftsteller bin ich ja selber Handwerker.

Schreiner: Sie sind Schriftsteller? Sie haben es gut. Sie müssen ein Buch bloss einmal schreiben, und dann geht es in die Massenproduktion, und Sie verdienen bis siebzig Jahre über Ihren Tod hinaus an jedem Exemplar, das verkauft wird, Geld, ohne je wieder einen Finger dafür krümmen zu müssen.

Schriftsteller: Ja, aber das Urheberrecht weist Lücken auf. Wenn zum Beispiel eine Bibliothek mein Buch verleiht, dann habe ich nichts davon.

Schreiner: Doch, Sie haben der Bibliothek ein Buch verkauft.

Schriftsteller: Aber es ist ungerecht, wenn die Bibliothek mit dem Verleih von meinem Buch Geld verdient.

Schreiner: Wenn ich Sie wäre, würde ich den Bibliotheken verbieten, Ihr Buch zu verleihen.

Schriftsteller: Nein, nein, ich will ja, dass die Leute meine Bücher lesen.

Schreiner: Aber Sie wollen nicht, dass Leute, die sich keine Bücher leisten können und deshalb in die Bibliothek gehen, Ihre Bücher lesen?

Schriftsteller: In die Bibliothek gehen leider auch Leute, die es sich leisten könnten, die Bücher selber zu kaufen.

Schreiner: Dann sollten Sie von der Bibliothek verlangen, vor jedem Verleih eine Vermögensabklärung durchzuführen.

Schriftsteller: Wäre es nicht einfacher, wenn die Bibliotheken für jeden Verleih Tantiemen bezahlen müssten?

Schreiner: Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Sie erhalten auf die Möbel einen Schriftsteller-rabatt. Aber jedes Mal, wenn sich jemand auf einen meiner schönen Stühle setzt, liefern Sie mir Tantiemen ab.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Schöne Seiten des Lebens

Gute Gründe zum Feiern in Zürich: die Neueröffnung des Hotels «Widder»; die Vernissage in der Bildhalle und die Kitchen-Party im «Baur au Lac». Von Hildegard Schwaninger

Im August 2018 kaufte Gratian Anda von der UBS das Hotel «Widder», letzte Woche wurde im Festsaal des «Widders» die Aufnahme des Fünfsternehauses in die Living-Circle-Gruppe gefeiert. Der 49-jährige Gratian Anda ist eine gewaltige Erscheinung: fast zwei Meter gross, schwer, mit festem Blick und ungarischem Blut. Der einzige Sohn der legendären Mäzenin (Kunst, Musik, Tiere) Hortense Anda-Bührle und des ungarischen Pianisten Géza Anda führt seit 1999 das Familienunternehmen Ihag (Privatbank, Pilatus Aircraft etc.), zu dem auch einige Gastro- und Landwirtschaftsbetriebe gehören: als Flaggschiff das Hotel «Storchen» in Zürich (Grossvater Emil Bührle kaufte das Haus 1938), daneben unter anderem das «Castello del Sole» in Ascona oder das Restaurant «Buech» in Herrliberg.

Die Betriebe stehen als «Living Circle» unter einem gemeinsamen Dach, VR-Delegierter ist Jürg Schmid, ehemals Direktor Schweiz Tourismus; man will zusammengehören, nicht nur, indem man Synergien nutzt, sondern geradezu symbiotisch, das ist Gratian Andas persönliches Anliegen.

Jetzt wurde gefeiert, dass das Hotel «Widder» auch dabei ist. Es war eine gelungene Welcome-Party mit prominenten Gästen. Hoteldirektor Jan Brucker und seine Frau Regula liessen das Beste aus Küche und Keller auffahren; auf den Tisch kamen an diesem Abend fast ausschliesslich Produkte von den Bauernhöfen und Wein-

bergen, die auch zum Living Circle gehören. «Farm-to-table» heisst das Konzept.

Gratian Anda ist nicht einfach einer der Superreichen, die sich ein Hotel als Hobby leisten – wie der Scheich von Katar mit dem «Bürgenstock Resort», die Familie Schmidheiny mit dem «Grand Hotel Bad Ragaz», Urs Schwarzenbach mit dem «Dolder Grand», Karl Pühringer mit dem «Park Hotel Vitznau». Andas Familie ist schon lange im Hotelbusiness engagiert. Als echter Ungar ist Anda den schönen Seiten des Lebens zugewandt, und er will diese Genussfreude seinen Gästen weitergeben. Das, sagt er, sei ihm eine Herzensangelegenheit.

Fotokunst boomt. Es gibt immer mehr Fotogalerien, immer mehr Sammler, und so braucht es auch Nachschub an Kunst. So werden Fotos, die eigentlich für den schnellen Verbrauch – sprich Zeitungsreportagen – geschossen wurden, kurzerhand zur Kunst erklärt. Und hängen dann, schön gerahmt, an den Wänden von Galerien – und werden zu Höchstpreisen verkauft. Bereits zum zweiten Mal werden Fotos von Willy Spiller in der Bildhalle für zeitgenössische Fotografie Zürich gezeigt. Bilder, die für Tages-, Wochenzeitungen und die Schweizer Illustrierte entstanden sind. «Hell on Wheels» waren Bilder aus dem New York der 80er Jahre, jetzt werden Bilder aus Zürich gezeigt. Bildhalle-Chefin Mirjam



Fast verliebt

Antiromantik

Von Claudia Schumacher

Wenn es eine Geschichte von der Liebe gibt, auf die wir uns alle einigen können, dann geht sie so: Ein halbstarker reicher Schnösel, verknallt in ein Mädchen, schleicht sich auf eine Party – und verguckt

sich dort schon in die nächste. Ausgerechnet in die Tochter von Papas Erzfeind. Der extrem flatterhafte Junge, ADHS vermutlich, klettert nachts auf den Balkon des Mädchens. Schon ist der Mist am Dampfen.

Denn dieses Mädchen ist sehr viel leichter zu haben als jede andere, und so heiraten die zwei bereits am nächsten Tag – noch vor dem ersten Date. Ihre Familien kriegen Wind davon und gehen in der Stadt mit Schwertern aufeinander los. Dabei stirbt der einzige, um den es wirklich schade ist: Mercurio. Das trauernde Mädchen, stets von Sinnen, legt sich mit Narkosemittel für zwei Tage ins künstliche Koma. Allerdings vergisst sie dabei die Pflichten einer Ehefrau: Sie hinterlässt ihrem Gatten kein Post-it. Als der seine Frau sieht, die tot wirkt, nimmt er sich spontan das Leben. Sie wiederum wacht auf, sieht den toten Kerl – der für die wenigen Tage, die sie ihn kennt, verdächtig viel Ärger gemacht



Nachschub: Bice Curiger, Willy Spiller.



Im Glück: Andrea, Gigi, Zamir und Muki Kracht.

Cavegn ist eine tüchtige Fotogaleristin, bekannt für Geschäftssinn und Härte, die es braucht, um sich auf diesem umkämpften Markt durchzusetzen.

Mit Willy Spillers Bildern machte Mirjam Cavegn ihren ersten Fotoband, sie startet damit ihre eigene Edition. Das Büchermachen liegt ihr in den Genen: Mirjam Cavegn ist die Tochter des früheren Verlagsleiters der Jean Frey AG **Thomas Stemmler**, der bis 2002 Verleger der Fine Art Books (Edition Stemmler) war. Zur Feier des Spiller-Bildbands luden Cavegn und ihr Mann **Andreas Cavegn** nach

der Vernissage zum Abendessen ins «Volks- haus». Willy Spiller sah glücklich aus wie noch nie. Zwei Tage vorher (am 20. März) hatte er **Tina** geheiratet, seine Muse, mit der er seit zehn Jahren zusammen ist. Sein Sohn **Carlo Spiller** war auch da, er ist Philosophie- student, hat einen Lyrikband geschrieben und führt eine eigene Buchhandlung. Zum Bildband hat er, gemeinsam mit **Stefan Zweifel**, die Texte verfasst. Unter den Gästen war auch **Jan Bielinski**, ein ehemaliger Banker der Bank **Julius Bär**, der heute fotografiert. Die nächste Ausstellung, wenn es wieder etwas braucht für die Unersättlichkeit der Sammler?

Die Kitchen-Party war Auftakt der Feierlichkeiten zum 175-Jahr-Jubiläum des «Baur au Lac»; Höhepunkt wird der 1. August sein, wenn **Marguita («Muki») Kracht**, die einzige Tochter von «Baur au Lac»-Besitzer **Andrea Kracht** und seiner Frau **Gigi**, heiratet. Der Bräutigam ist **Raoul-Edgar Paltzer**, ihr Schulfreund. Andrea Kracht scheint sich auf die Hochzeit zu freuen, er wirkte glücklich und entspannt an der Kitchen-Party, die dieses Jahr vom «Ritz» in Paris ausgerichtet wurde.

Die Party fand zum achten Mal statt (195 Franken pro Person), die Gästezahl war limitiert, nachdem das Gedränge in den letzten Jahren unerträglich geworden war. Pariser Flair brachte die Sängerin **Christine Federspiel-Huvos**. Sie sang – am Klavier begleitet von **Csilla Varga** – französische Chansons. «La Vie en rose» im «Baur au Lac».

Im Internet

www.schwaningerpost.com

hat – und fühlt sich ebenfalls zum Selbstmord inspiriert. Vorhang zu.

Man möchte fragen, welcher talentfreie Kokain-Junkie sich diesen Schwachsinn ausgedacht hat, aber nein, man weiss ja: Das ist Shakespeare, das sind Romeo und Julia! Grösste Liebesgeschichte aller Zeiten. Nur, warum?

Erwachsene sind etwas Seltsames. Sie trinken bitteren Kaffee und essen schimmlichen Käse, als ginge es bei dem, was sie gut finden, immer darum, sich selber zu bestrafen. Auch die Geschichte von Romeo und Julia ist eine Ohrfeige für jede normale, erwachsene Liebesgeschichte. Warum gilt etwas als Ideal, das Gott sei Dank so absolut gar nichts mit der gelebten Realität der meisten zu tun hat?

Interessanterweise gibt es Literaturwissenschaftler, die darauf hinweisen, dass Shakespeares andere Stücke einen höheren Komplexitätsgrad aufweisen – und die finden, dass

diese Tatsache zu auffällig sei, um ignoriert zu werden. Sie vertreten also die These, dass es sich bei «Romeo und Julia» um eine bewusste Satire handelt. Shakespeare habe sich diese überdrehte, komplett verblödete Geschichte nur deshalb ausgedacht, weil er das Genre und die Oberflächlichkeit zeitgenössischer Liebesgeschichten persiflieren wollte.

Leider können wir Shakespeare nicht fragen, was er sich gedacht hat. Die Satiredeutung hat aber was Schönes, nicht? Ist gute Liebe denn nicht das, was kein Theater macht? Sie kostet keinen das Leben, hält niemanden von der Arbeit ab und endet auch nicht nach wenigen Tagen in einer Katastrophe, die ganze Städte in den Abgrund reisst. Gute Liebe ist ruhig, eher unauffällig, bestenfalls ewig. Und damit viel zu gross, um in einen Theaterabend zu passen.



Unten durch Kinshasa

Von **Linus Reichlin**

Mein Freund Bruno gehört zu jenen Geschäftsmännern, die einfach keine Spürnase haben. Ich kann mich gut erinnern, wie Bruno 1980 in der «Babalu»-Bar sagte: «Elektrische Schreibmaschinen mit Speicherfunktion sind der Markt der Zukunft! Damit werd' ich ein Vermögen machen!» Er kaufte für drei Millionen eine alte Traktorenfabrik in Polen und stellte elektrische Schreibmaschinen her, die fünf Zeilen Text speichern konnten, während zur selben Zeit eine Firma namens Apple den Macintosh-Computer entwickelte. 1990 konnte Bruno die drohende Insolvenz seiner Schreibmaschinenfabrik durch die Heirat mit der schönen und reichen Roswitha gerade noch knapp abwenden. An der Hochzeitsfeier legte Bruno den Arm um mich und sagte: «Scheiss auf elektrische Schreibmaschinen, die sind passé, der Trend geht zum portablen Faxgerät! In zwanzig Jahren wird jedes Schulkind ein Faxgerät im Tornister tragen, und jetzt rate mal, wer die herstellt!» Bruno verlor das gesamte Erbvermögen von Roswitha in einer Firma namens Fix Fax, doch schon bald verschickten sogar seine eigenen Angestellten die Werbebotschaften für seine Faxgeräte mit E-Mails und nicht per Fax.

Brunos Rettung war eine Spanierin namens Carmita, deren Vater den südspanischen Raum mit Bakelit-Telefonen belieferte. Der Clou an diesen Telefonen war, dass die Zahlen auf der Wählscheibe mit winzigen Lämpchen beleuchtet wurden, so dass man in Südspanien auch nachts telefonieren konnte, ohne das Licht anzumachen zu müssen, was wegen der vielen Mücken im Sommer ein enormer Marktvorteil war. Bruno liess sich von Roswitha scheiden und heiratete in Málaga Carmita. Auf der Hochzeitsfeier legte Bruno seinen Arm um mich und sagte: «In zwanzig Jahren wird kein Mensch mehr einen Fax verschicken. Aber wegen der steigenden Grundgebühren für Telefone werden immer mehr Menschen auf ein eigenes Telefon verzichten und öffentliche Telefonkabinen benutzen!» Er prophezeite mir eine explosionsartige Vermehrung öffentlicher Telefonkabinen und fragte mich, ob ich nicht 200 000 Franken in sein zukunftsweisendes Projekt investieren wolle:

>>> Fortsetzung auf Seite 64

öffentliche Telefonapparate mit beleuchteter Wählscheibe. Das war 1998, Nokia brachte gerade das erste kleine, leichte und bezahlbare Mobiltelefon auf den Markt. In den nächsten Jahren konnte ich Bruno nicht mehr erreichen, denn er weigerte sich, ein Handy zu benutzen, und telefonierte ausschliesslich von der letzten funktionierenden Telefonkabine in Málaga aus, deren Nummer ich aber nicht besass, und selbst wenn ich sie gehabt hätte, hätte ich ja nicht gewusst, wann er in der Kabine ist. Erst 2005 traf ich ihn wieder, bei der Beerdigung eines gemeinsamen Freundes. Bruno erzählte mir, er sei jetzt mit einer Thailänderin zusammen, die ihn mental rührend unterstütze beim Aufbau seines Versandhauses. «Die Leute haben immer weniger Zeit», sagte Bruno, «sie wollen bequem von zu Hause aus einkaufen. Ich schicke ihnen jeden Monat einen 270-seitigen Katalog mit schönen Fotos in den Briefkasten, und darin können sie dann die Produkte auswählen. Das ist die neue Art des Shoppens, mein Freund!»

Danach hörte ich wieder jahrelang nichts von Bruno, aber jedes Mal, wenn ich bei Amazon etwas bestellte, dachte ich an ihn. Letztes Jahr habe ich ihn dann zufällig am Filmfestival von Locarno getroffen. Er erzählte mir, er habe gerade die drei Filialen seines Videoverleihs schliessen müssen und jetzt überlege er sich, mit seiner belgischen Freundin nach Kinshasa im Kongo auszuwandern, um dort eine auf Strassenraub spezialisierte Firma zu gründen, das sei nämlich in Kinshasa eine Marktlücke. Bruno lachte. Ich sagte: «Ich finde es schön, dass du trotz eines Lebens voller geschäftlicher Fehlentscheidungen deinen Humor nicht verloren hast.» Daraufhin knallte er mir eine und verschwand in der Menge der Cineasten.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Heisser Weisser

Von Peter Rüedi

Manche Scherze haben kurze Beine. So kokettierten sogenannte Weinkenner zeitweise damit, sie seien «ABC»-Trinker. «Anything but Chardonnay» kam in den neunziger Jahren in den USA auf, wo aus der globalen Sorte tatsächlich fette Massenweine gemacht wurden, die zum Vergessen waren. Das hat sich geändert, war, versteht sich, unter den besten Produzenten der US-West-Coast nie so und anderswo noch weniger, im Burgund, dem wahren Eden des Chardonnay, schon gar nicht. Das heisst, selbst dort findet man mässige Chardonnays, sie sind nur schwieriger zu finden. Will nur etwas überspitzt sagen: Nicht die Sorte macht den Wein, sondern das Terroir und der Winzer, im Keller und vor allem im Rebberg. Es gibt wunderbare Sauvignon blancs, und welche, die einfach nur typisch krautig sind; herrliche Chasselas und solche, die wir kaum dem Fondue zumuten; Gewürztraminer wie Rasierwasser und die von Zind-Humbrecht. Besondere Weine entstehen überall dort, wo der Sorte, dem Typischen eben, der Regel, ein Surplus abgetrotzt wird, ein Extra, meinetwegen auch

etwas Rätselhaftes. Ein Corton-Charlemagne von Raphaël Coche-Dury ist in erster Hinsicht ein Coche-Dury, in zweiter ein Corton-Charlemagne und in dritter ein Chardonnay.

Nicht dass wir da falsche Erwartungen wecken möchten: Der Chardonnay des spanischen Produzenten Pago de Cirsus aus Ablitas (ganz im Süden der heissen Appellation Navarra) will keineswegs mit der coolen Ikone aus dem Burgund verglichen werden – der eine kostet auch (in der Schweiz) Fr. 16.80, die andere ist, wenn überhaupt, kaum unter Fr. 2000.– zu finden (die Flasche, *bien entendu*). Pago de Cirsus ist hierzulande bisher bekanntgeworden durch seinen La Torre Tinto, einen exzellenten Roten in einer (wie öfters bei spanischen Weinen) vorzüglichen Preis-Genuss-Relation. Jetzt offeriert Gerstl erstmals den Torre Blanco als «Weisswein des Jahres», und dieser erweist sich als *everything else but an industrial Chardonnay*. Man merkt ihm den heissen Atem an, in der üppig exotischen Nase (Bananen, Birnen, Honig, Blüten), am breiten, aber eleganten Gaumen (Zitronen, Quitten): ein Wein, der allein für sich viel Spass macht, aber auch als Begleiter einiges auf dem Teller aushält – sehr fruchtig, sehr ausgewogen, auch in den Holznoten von vier Monaten in der Barrique. Reich, aber nicht fett.

Was das Renommee angeht: Beratender Önologe von Pago de Cirsus ist Jean-Marc Sauboua. Der war früher mal immerhin beim Château Haut-Brion tätig, von dem auch ein exzellenter Weisser kommt. Wenn auch nicht aus Chardonnay, sondern, wie im Graves üblich, aus Sauvignon und Sémillon.

Pago de Cirsus La Torre Blanco Navarra DO 2018. 14,5%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 16.80. www.gerstl.ch



Salz & Pfeffer

Blaues Wunder

Von Andreas Honegger

Wir sind eine Familie von Pizza-Fans, und als solche werden wir wohl unser Leben lang nach einer immer noch besseren Pizza Ausschau halten, auch wenn wir schon viele gute gegessen haben. Eine hervorragende Pizza machen wir selbst, zu Hause im

Holzofen. Nur, was immer wir auch machen, wir schauen uns beim Kauen an und stellen fest: hervorragend, Teig o.k., Tomaten o.k., Mozzarella o.k., Basilikum sensationell, Holzofenduft o.k. – aber sie schmeckt noch nicht wirklich nach der Pizza unserer Träume.

So fahren wir an einem Samstag wieder quer durch die Stadt Zürich, um im «Azzurro» die nach eigener Einschätzung «beste Pizza der Stadt» zu probieren. Wir waren auf 20 Uhr 30 eingeplant, dank dem grossen Parkplatz vor der Pizzeria waren wir rechtzeitig. Das hallenartige Lokal war zum Bersten voll. Wir fühlten uns sofort wohl. Rund um uns herum wimmelte es von Kindern wie auf dem Spielplatz, und bald schon hatten wir Rotwein und Mineralwasser vor uns. Die Pizza dauerte etwas länger, und sie ist mindestens in einer Hinsicht klar ein Superlativ: Sie ist riesig – etwa 40 Zentimeter im Durchmesser, serviert auf grossen Glastellern, die irgendwie ihren Weg durch die Menschen-

menge und ihren Platz auf unserem Tisch finden. Ein dünner Boden, ein knuspriger Rand und ein gutes Aroma zeichnen sie aus. Was zur absoluten Perfektion fehlt, ist, dass der Boden etwas zum Aufweichen neigt, und bei dieser Grösse kommt man kaum dazu, mehr als die Hälfte warm zu essen. Das nächste Mal werden wir uns eine Pizza teilen und dann grad eine zweite bestellen.

Auf den Servietten im «Azzurro» ist ein Italienischkurs aufgedruckt. Er schliesst mit «Il conto, per favore», «Grazie», «Alla prossima volta» und «Arrivederci». Wir haben bezahlt, «Danke» gesagt und: «Auf Wiedersehen beim nächsten Mal», und uns dann vorbei an Scharen von angeregt plaudernden jungen Leuten, die draussen auf einen Tisch warteten, um vor dem Ausgang noch eine solide Basis zu legen, hinausgedrängt.

Pizzeria Azzurro, Hohlstrasse 431, Zürich. Tel. 044 492 48 08



Auto

Monument der Sorgfalt

Eines der schönsten Coupés mit V8-Saugmotor ist der Lexus LC 500 – ein leicht zu unterschätzender Exot. *Von David Schnapp*

Ganz allgemein formuliert sind die Japaner immer wieder mal für eine eigensinnige Überraschung gut. Der Autohersteller Lexus etwa ist weltbekannt für hervorragende Hybridfahrzeuge in fast allen Kategorien – vom SUV bis zum Sportwagen. Vor einigen Jahren aber wurde ein aussergewöhnlicher Supersportler namens LFA auf den Markt gebracht, ein perfektionistisches Hochleistungsgefährt mit kreischendem V10-Motor und in limitierter Auflage, der sich in jeder Autosammlung sehr gut macht.

Ein neuerer Exot aus der Lexus-Schatzkammer ist der LC 500, ein Gran Turismo, wie es kaum einen schöneren gibt auf dem Automobilmarkt. Seine athletische Form, bei der jede Linie Sinn zu machen scheint, verdankt der LC einer Mischung aus der Arbeit von Ingenieuren im Windkanal und jener von Designern am Zeichenpult mit Mut zur überraschenden Idee. Schon von aussen gibt es an diesem Lexus manches Detail, wie die versenkbaren Türgriffe, die spitz zulaufenden Heckleuchten oder

die aufreizende Front, das den Wagen zum aussergewöhnlichen Schmuckstück macht.

Das setzt sich im Innern des Autos fort, wo mich eine Lederlandschaft in höchster japanischer Takumi-Handwerkskunst erwartet, was man in dieser Qualität nur selten bei Serienautos findet. Egal, welche Perspektive man einnimmt, der Lexus LC 500 gibt immer das Bild eines Autos ab, das einmalig ist.

Man könnte den Lexus auch mit Hybrid-Antrieb fahren, aber der handgefertigte V8-Saugmotor ist ein zu schönes Stück Motorenbaukunst, als dass ich den nicht jederzeit vorziehen würde. Der Saugmotor entwickelt nicht diese manchmal etwas plump wirkende, explosionsartige Beschleunigung, sondern bringt einen schnell und elegant in 4,7 Sekunden von 0 auf 100 km/h. Der gurgelnde Grundklang, der je nach Fahrsituation durch ein monumentales Brüllen überlagert wird, ist dabei so sorgfältig komponiert wie alles an diesem Auto.

Der Lexus LC 500 ist der ideale Gran Turismo, geschaffen für die lange Reise mit Stil. Das

Fahrwerk kann Komfort und sportliche Präzision – je nach Wunsch. Das erste 10-Gang-Getriebe der Welt sortiert die vielen Schaltstufen recht zuverlässig und genau, so dass man entspannt niedertourig dahingleiten kann oder in forschenden Momenten zum richtigen Zeitpunkt den passenden Gang eingelegt bekommt. Das Triebwerk des Lexus gibt dabei nicht absurd viel Kraft an die Hinterräder ab, aber ausreichend viel für eine sportliche Fortbewegung auf Rädern.

Der Lexus LC 500 ist eines dieser Autos, bei denen ich mich jedes Mal wieder darauf freue, damit irgendwohin zu fahren, weil alles daran und darin passt. Einzig beim Navigations- und Entertainment-System gibt es vielleicht noch Optimierungsmöglichkeiten, der grosse Rest ist ein Monument von Sorgfalt und Detailpflege, wie es nur die eigensinnigen Japaner gestalten können.

Lexus LC 500 Sport+

Motor: V8-Saugmotor; Leistung: 477 PS/351 kW;
Hubraum: 4969 ccm; max. Drehmoment: 540 Nm
(bei 4800 U/min); EU-Normverbrauch: 11,6 l/100 km;
Höchstgeschwindigkeit: 270 km/h;
Beschleunigung 0–100 km/h: 4,7s;
Preis: Fr. 132 400.–, Testwagen: Fr. 136 150.–



Tamaras Welt

Grösster Humbug der Geschichte?

Gewöhnliche Leute klopfen auf Nivea-Dosen und kratzen über Mikrofone, und Millionen Menschen sind begeistert. Sind sie verwirrt oder einfach nur schrullig oder beides? Von Tamara Wernli

Neulich kriegte ich mich vor Lachen kaum mehr ein. Es passierte beim Ansehen eines ASMR-Videos auf Youtube. ASMR – nie davon gehört? Ich bis vor kurzem auch nicht. Damit Sie beim nächsten Smalltalk punkten können, kläre ich gerne über das Phänomen auf.

Es gibt über zehn Millionen ASMR-Videos, sie zählen zu den erfolgreichsten auf Youtube. Die Abkürzung ASMR steht für Autonomous Sensory Meridian Response, was in Laiensprache so viel heisst wie: Unsere Sinne werden von Stimuli getriggert und reagieren mit überstarken Empfindungen, sogenannten *tingles*, also Gänsehaut oder Kribbeln auf der Kopfhaut. In ASMR-Kreisen spricht man von einem «Orgasmus fürs Gehirn». Die Auslöser sind «sensorische Klangerlebnisse in Kombination mit visuellen Reizen» – von Menschen vorgeführte Geräusche mit dem Ziel, den Zuschauer zu entspannen oder zum Einschlafen zu bringen.

Nach näherer Prüfung diverser ASMR-Videos mein Fazit: Man muss annehmen, dass hier im höchsten Grade geistig irritierte Menschen eine Art Fetisch pflegen. Oder aber man wird von einer versteckten Kamera veräppelt. Auf jeden Fall: Um ein Zehn-Minuten-Video zu überstehen, braucht es gefestigte Nerven.

Da blickt einem also ASMR-Janina mit grossen blauen Augen in Nahaufnahme entgegen. Man wird aufgefordert, Kopfhörer zu tragen. Sie flüstert: «Ich begleite dich in den Schlaf.» Janina, makellos geschminkt und gestylt, nimmt ihr Smartphone. Sie spielt uns damit kein Schlaflied vor, sondern tippt mit ihren manikürten Fingernägeln aufs Gehäuse, in unmittelbarer Nähe zum Mikrofon vor ihr. Klack, klack. «Ich liebe Klopfgeräusche», haucht sie. Sie klopft schnell und langsam. Dann macht sie das Gleiche mit einer Ni-

vea-Dose, flüstert wie ein Engel: «Du sollst dich entspannen.» Sie öffnet und schliesst den Deckel, klipp, klapp, riecht daran, kratzt mit einem Finger in der Dose – kkkrrr. Als Nächstes schüttelt sie ein Fläschchen, glugg, glugg. Janina nimmt dann eine Bürste, bürstet das Mikrofon – krck, krck, kratzt mit den Nägeln über das Mikrofon, gleichzeitig schnalzt sie mit der Zunge, tock, tock, ztzk, ztzk. Das Ganze wiederholt sich mit verschiedenen Gegenständen. Janinas todernste Vorführung wird manchmal von einem koketten Lächeln durchbrochen. 1,5 Millionen Menschen haben Janina dabei zugesehen – und gehört, wie sie das Mikrofon kratzt.

Rapunzel schneidet mit einer Schere ins Mikrofon und säuselt dabei Unverständliches. Sie trägt einen Pony und sieht aus, als ob der Begriff «Lolita» für sie erfunden wurde. Ihr bauchfreies Oberteil rutscht auf einer Schulter immerzu herunter. Mit vollendeter Konzentration kämmt Rapunzel dann ein Kissen. Ihr Mund bleibt während der Show halb geöffnet, man möchte ihr spontan einen Lollipop anbieten. Rapunzels vertiefte Beschäftigung mit dem Kissen hat 3,6 Millionen Views. Gigi, Gentle Whispering, Glow, Pelagea, sie alle haben eine riesige Fan-Gemeinde.

Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass die erfolgreichsten ASMR-Performer junge Frauen sind. Mit freundlich-hübschen, perfekt ausgeleuchteten Gesichtern umschmeicheln sie die Kamera, ihre Vorführung beleben sie mit reizvollen Outfits. Die ASMR-Community bestreitet aber eine sexuelle Komponente. Man habe eher das Gefühl, eine Schlaftablette zu nehmen, als erregt zu sein. Es gibt ASMR-Videos, die tatsächlich nichts Sexuelles haben, etwa solche von Männern, die sich beim Verzehren von

knusprigen Pouletflügeln filmen (7,2 Millionen Views). Klangorientiert, natürlich, cri, cri, cri.

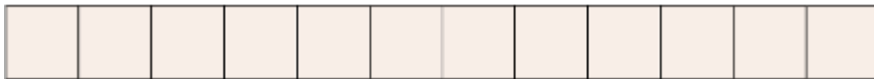
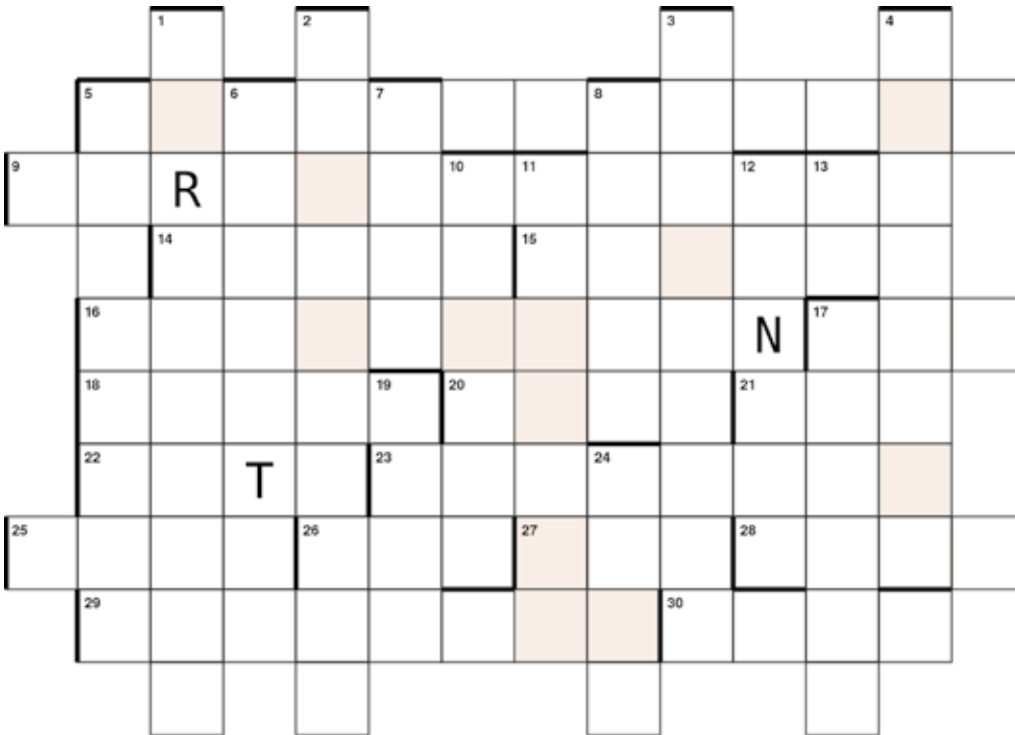
Laut der Tech-Website Thinkwithgoogle.com schauen sich Männer und Frauen ASMR-Videos an, die Hälfte der Zuschauer ist zwischen 18 und 24 Jahre alt. Der Wahrnehmungspsychologe Claus-Christian Carbon sagt laut *Zeit* online, die Videos transportierten ein Gefühl von menschlicher Nähe und Zuneigung. Um den Effekt zu erzielen, müssten die Videos «beruhigend, eher repetitiv und potenziell langweilig» sein.

Menschen bei ihrer Überinszenierung von Banalitäten zusehen – persönlich nenne ich das weniger taktvoll: eine Art Voyeurismus. Zack. Bumm. Kann es vielleicht sein, dass heute, da wir permanent von Lärm umgeben sind, gerade jüngere Menschen, die für ASMR besonders empfänglich sind, Stille nicht mehr ertragen? Und darum zum Einschlafen einen Entertainer brauchen, der sie mit einer Intimität schaffenden Kombination aus Flüsterstimme und angenehmen Geräuschen einlullt? Du liebe Güte, können junge Leute nicht einfach masturbieren wie früher?

ASMR-Videos sind nicht beruhigend. Das eindringliche Augenspiel und das Geklacke löst bald Gereiztheit aus. Was mich aber wirklich fertigmacht, sind die Millionen Views. Zugegeben, hier spielt Voreingenommenheit bei mir als Video-Bloggerin ohne Millionenpublikum eine nicht unerhebliche Rolle. Dass Menschen, deren Fähigkeiten sich aufs Klopfen auf eine Feuchtigkeitscreme beschränken, Massen begeistern, erschüttert mein Weltbild. Entschuldigung, aber es gibt keinen Grund, jemandem beim Kratzen über Mikrofone zuzusehen. Möglicherweise ist die Youtube-Community die degenerierteste auf dem Planeten und ist der Moment gekommen, in dem Aliens hier übernehmen sollten.

Und falls Sie jetzt, liebe Leser, ASMR ausprobieren wollen, empfehle ich gerne mein kleines ASMR-Video auf Youtube. Haftung übernehme ich allerdings keine.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.



Lösungswort — Beim Seniorenausflug zu beobachten.
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Zur Morgenstunde in Trinkers oder Kleinkinds Munde. **9** Betörend, es sei denn am ersten Mittwoch im Februar. **14** Vorsteher dieser «Vita communis»-Anlage erwartet einen auch verbotenus am Eingang. **15** Sie – erst geliebt, dann verurteilt, letztlich verstanden – hat oder hatte (noch) jeder. **16** Sie – erst Traktor, dann Pronomen, letztlich guys – san very good. **17** Von hinten wie von vorne male Teil von 15 Waagrecht. **18** Französische Metropole, von Nordwesten her betrachtet mittig kränkelnd. **20** Now and __ mitunter, __ and now von «The Who». **21** Solcher Genosse – ich schwöre! – ist hierzulande heimisch. **22** Namensgeber des Zehnten steht bei den Hellenen an neunter Stelle. **23** Der Stichtag im denglischen Text. **25** Quasi der Otto der weiblichen Palindrom-Paradebeispiele, die holde Dame. **26** Zwei in base zwei, mit four Funkers Roger. **27** Endlich affirmiert wird beispielsweise Odiel zum Rebensaft formiert. **28** Dieser endet mit mit. **29** Für Terry nach Panzerechsenhilfswerk tönende, isotonische Plörre. **30** Mit überflüssigen Pfunden im Ring Ringen.

Senkrecht — **1** Empfindungsmenschs Modus Operandi oder Eigenschaft von π . **2** Sorgt (anfangs auch für Durchlassregulierung) für wohltuende Brise bei Hitzekrise. **3** Für lau aus degustieren und avanti. **4** Begabt, natürlich talentiert und steganographisch im Detail kaschiert. **5** Ungemein gemeiner Kerl ist erst nach sed s/F/R/geniessbar. **6** Tätlicher Angriff oder Vomieren. **7** Enthält Landstreiter sowie Rehe. **8** Accessoires: beim Moto Pflicht, beim Drahtesel nicht. **10** Integrale Tombola- und Rockerjackenkomponenten. **11** Kohlfolger gibt grad «grad her» her. **12** Vergilepos, von Süden mit Aussetzer ebenda. **13** Abk. v. z.B. 26 od. 26 Waagrecht. **17** Induktionsmaschine: Sorgt an Velolicht für Nachtsicht. **19** Gemeistert Ziehvater des schelmischen, dichtenden Hörspiel-Kobolds. **24** Mit und und das ein gerüttelt Mass.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 611



Waagrecht — **6** FRUEHBLUEHER **10** BIOMASSEANLAGE **14** ISIS: Islamischer Staat, rückwärts doppelt si = ital. ja **15** UTIL: span. behilflich **16** D(EMO) **17** FASSADENDEKOR **20** DATUM: Data (Android auf der Enterprise), Rechen- und Messbasis **22** IEM: Yem und rückwärts mei **24** NARBE: Anagramm von Raben **26** ERPEL: Anagramm von Perle **27** AGNES **29** CPR: Cardiopulmonary resuscitation **30** Die drei FRAGEZEICHEN **32** (HEIDEN)SPASS

Senkrecht — **1** TEAS **2** ABSTEIGEN **3** Wer die Wahl hat, hat die QUAL. **4** (AH)LE **5** Cogito ERGO sum: Descartes erster Grundsatz **6** FIJA: in Argentinien Harpune und auch span. zuverlässig **7** (ROSS) (APFEL) **8** LEINEN **9** ENDEN: «Alles hat ein Ende nur die Wurst hat zwei» von Stephan Remmler **11** MISTER **12** SUD(an) **13** (AMOR)PH **18** AULA **19** KA: kilo annos und k.A. für keine Ahnung **20** Den (DRE)H raus haben. **21** Liebe geht durch den MA(GEN). **23** MEEP (meep!) aus Looney Tunes **25** Ein BRETT vor dem Kopf haben. **28** SIAM(esische Zwillinge) **29** CC: Compact Cassette (Audiokassette) und Carbon Copy **31** ZSC (Lions)

Lösungswort — **FLUEGELTUER**

Hilfreiche Tipps und die Auflösung dieses Rätsels finden Sie auf:
www.raetselfactory.ch/weltwoche.html

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

The Breitling Cinema Squad
Brad Pitt
Adam Driver
Charlize Theron



AIR
LAND
PREMIER
SEA



BREITLING 1884

#SQUADONAMISSION

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH